

BALKAN

(politisch korrekter: «Südosteuropa»)

«Der Balkan liegt weit hinten, wo Europas Wirklichkeit sich krümmt»
(Richard Wagner, Der leere Himmel, Berlin 2003)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort Balkan-Reader separat

- 2 Xhevahir Spahiu, Der Balkan
- 3 Namen, räumliche und geschichtliche Eckdaten, regionale Identitäten
- 6 Selektive Zeittafel, Fokus auf dem Staatsgebiet von ex-Jugoslawien
- 7 Ein Jahrzehnt Krieg um «Jugoslawien» – Chronologie
- 8 Gülten Dayioğlu, Der Regenbogen (Testen wir unsere Intuitionen!)
- 16 Interview mit Pinar Selek (Hintergrund zum «Regenbogen»)
- 19 Südslawische Hausgemeinschaft Zadruga (Was ist ähnlich?)
- 21 Siegfried Kohlhammer, Kulturalismus und Kulturerfolg
- 23 Martin Beglinger, Sieben Erfolgskriterien für albanisch-stämmige Migranten
- 30 Zusammenzug meiner Erkenntnisse (Schnittmengen Seiten 8 - 29)

Ausgelagerte Materialien zur selektiven Nutzung

Mark Keller, Religionen in Südosteuropa

Mark Keller, Welt-Literatur zur Balkan-Geschichte (Fokus Bosnien / Albanien)

Mahir Mustafa, Interviews mit Migrantinnen, Tipps, Fragenkatalog

Mahir Mustafa, Politische Systeme im Vergleich Kosova-Schweiz

Mahir Mustafa, Auswirkungen von Migration

Mahir Mustafa, Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus

Mahir Mustafa, Tipps Kontaktaufnahme und Gesprächsführung mit Migranteneltern

Václav Havels Rede über Hass und Nationalismus, Arbeitsblatt und Stichworte

Drakulic Kämpfer Iwan, ein von MK inhaltlich und didaktisch aufbereitetes Interview mit einem 20 Jahre jungen Kroaten, der in die Bürgerkriegsmaschinerie gerät und uns miterleben lässt, wie jemand dazu kommt, auf alte Bekannte zu schießen

Der Balkan Xhevahir Spahiu, Tirana 1980 / Übersetzung: Mahir Mustafa

Meine Halbinsel,
mein Prometheus!
Du, der du das Feuer den Göttern gestohlen hast
und die Welt ohne Verstand liessst
seit Tausenden von Jahren
wälzest du dich
verbrennst du dich
in deinem Feuer.

Der Arm des Einen im Ärmel des Anderen,
der Fuss des Waldes in der Kehle des Feldes
trennt die Lebenden von den Toten
der alte Hass bringt Welpen wie eine Hündin hervor.

Nicht einmal jenem Bauern steht es gut an,
jenem Bauer, der schon frühmorgens seinen Sohn fragt:
Schau nach,
steigt Rauch vom Schornstein des Nachbarn auf?

Alter Streithahn,
Junge, der nicht weiss, wo er seine Kräfte loslassen kann,
dachtest du, die Zeit sei sanft genug,
um Götter zu Lämmern zu machen?!

Ab und zu
auf tragischer Stirn
blitzt ein weisses Haar der Weisheit,
lässt ein Amselfeld, eine Walachei,
ein Messolonghi (Ort / Symbol des griech. Widerstandes gegen das osmanische Reich)
oder ein antifaschistisches Epos entstehen;
durch deine homerischen Nächte
findest du einen Verbindungsknoten,
vereinigst die Schwerter.

Danach, oh Teufelswerk,
packt uns die Sehnsucht nach Gemeinheit und Gewalt,
ergreifen wir die Schwerter,
vertiefen die Abgründe.
Meine Halbinsel,
mein Prometheus!

Mit der Hitze des Kopfes hast du die Donau verdampft.
Mit der Hitze der Beine hast du das Mittelmeer ausgetrocknet,
um vom Absurden auszugehen,
unmenschlicher Hass,
hasse!

Namen, räumliche und geschichtliche Eckdaten

Der Begriff „BALKAN“ ist nicht eindeutig besetzt. Er wird sowohl als geografischer, politischer und kultureller Begriff benutzt. Auch die geografische Ausdehnung wird höchst unterschiedlich definiert: sie reicht von den Ländern südlich von Donau bis zum gesamten südosteuropäischen Raum. Die Frage, welche Länder unserer Gegenwart zum Balkan gehören, wird verschieden beantwortet – oft mit politischen Motiven (mehr dazu unten).

BALKAN heisst auch ein Gebirge in Bulgarien, eine über fünfhundert Kilometer lange Bergkette, die sich von West nach Ost zieht und das Land in zwei Teilen teilt (in der Höhenregion flachkuppig, höchste Erhebung 2376 m). Die Bulgaren selbst sprechen von ihm als der „Stara Planina“, dem Alten Gebirge. In älteren Atlanten wird der Berg Musala (in den bulg. Rhodopen) noch als Maşallah bezeichnet, was im Arabischen etwa „Gott sei gepriesen“ bedeutet und im Türkischen ein Ausruf des Erstaunens (grossartig!) ist. In einer türkischen Etymologie setzt sich BALKAN aus der Silbe *bal* = Honig und *kann* = Blut zusammen – Angelina Juli im Titel ihres Films einer schwierigen Liebe – „In the Land of Blood of Honey“ (2011) – aufgreift und klug inszeniert.

Geschichtliche Eckdaten

Teile des tausendjährigen Reiches von Byzanz-Konstantinopel (und in einem geringeren Masse Teile europäischer Grossreiche) werden von einer fünfhundert Jahre dauernden Herrschaft der Osmanen mitgeprägt. Die türkisch sprechenden Osmanen eroberten die Halbinsel im 14. Jh. und herrschten dort bis ins 20. Jh. Erst die Balkankriege von 1912/13 und der 1. Weltkrieg beendeten den direkten Einfluss der Türkei in Südosteuropa. Im Laufe des 19. und zu Beginn des 20. Jhs. entstanden verschiedene Nationalstaaten: Serbien, Griechenland, Montenegro, Bulgarien und Albanien.

Kulturell und geschichtlich bildet der Balkan damit – je nach Sichtweise – eine Grenzregion oder ein Bindeglied zwischen Okzident und Orient, zwischen dem abendländischen Westen meist katholischer Prägung und dem orthodoxen, byzantinischen Osten. (Mehr dazu S. 76 f.)

Abgrenzungsfragen des Balkan-Raumes

Geographisch betrachtet ist das Gebiet eine Halbinsel am südöstlichen Ende Europas, begrenzt im Süden von der Ägäis, im Osten vom Bosphorus und vom Schwarzen Meer und im Westen von der Adria. Im Norden gelten in einer **engen** Definition die Flüsse Save und Donau als Begrenzung.

Als Kernländer des Balkans sieht man gemeinhin das ehemalige Jugoslawien, Albanien und Bulgarien an und klammert oft Griechenland aus, wegen seiner westlichen Einbindung durch die Mitgliedschaft in der NATO (würde auch für die Türkei gelten!) und in der EU (für die Türkei noch eine Weile nicht!) und wegen seiner Ausrichtung auf die Ägäis. Griechenlands Geschichte und gewisse **gesellschaftliche und ökonomische Strukturen** (z.B. Klientelwirtschaft) sind eng mit dem Balkan verbunden, nicht zuletzt auch durch die orthodoxe Kirche. Der gemeinsame byzantinische Kultursockel verbindet Griechenland mit dem ganzen Balkangebiet.

Dem Balkan wird, mindestens teilweise, auch Rumänien zugerechnet, das zwar nördlich der Donau liegt, dessen Kultur aber – mindestens bis zum Karpatenbogen - stark vom südlichen Balkan geprägt ist, durch die türkische Okkupation der Donaufürstentümer ebenso wie durch die Annahme der Orthodoxie (gilt für ganz Rumänien). Die Rumänen bezeichnen ihr Gebiet oft als Übergangsländ zwischen West und Ost. Die Kulturgrenze, die **habsburgisch** markiert war und ist, verläuft mitten durch das Land, entlang des Karpatenbogens (bis Kronstadt / Braşov resp. Czernowitz, heutige Ukraine = Grenzland). Das habsburgische Reich stellte nicht zuletzt einen der grössten Wirtschaftsräume Europas dar, in dem ein ökonomischer und kultureller Austausch von Salzburg bis Czernowitz und von Prag bis Triest stattfand. Deshalb befürworten wir als nördliche Abgrenzung des Balkanraums eine **Linie von Venedig-Triest bis zum Donau-Delta**.

Kroaten und Slowenen hingegen, die den Raum tangieren und mit ihm durch das jugoslawische Modell staatspolitisch verbunden waren, leugnen generell ihre Zugehörigkeit zum Balkan. Sie berufen sich meistens auf eine mitteleuropäische Prägung und führen mit Vorliebe ihre Zugehörigkeit zu Katholizismus und Habsburg als Grund für ihre Abgrenzung an. Zugehörigkeit wird in diesen Übergangsbereichen vorwiegend als politisches Instrument gehandhabt; sinngemäss gilt dies auch für die Ungarn.

Durch die Nationalstaatsgründung (Jugoslawien) wurden all diese Verbindungen gekappt. Slowenien und Kroatien verloren den Blick auf Wien und Budapest. Sie sollten sich nun an Belgrad orientieren.

Nationalgefühle - regionale Identitäten - Umgang mit Vielfalt

Durch verschiedene Grenzverschiebungen und die Dominanz-Ansprüche einzelner Volkgruppen (z.B. „Gross-Serbien“-Ideologie) war es kaum möglich, ein grenzübergreifendes Balkangefühl zu entwickeln. Die Gebäude, die auf dem jeweiligen Nationalgefühl oder Nationalismus errichtet wurden, wiesen / weisen ein entsprechend schwaches Fundament auf.

Die kulturelle, sprachliche, religiöse usw. Vielfalt auf dem Balkan, die oft als problematisch und als Ursache der Auseinandersetzungen und Konflikte gesehen wird, das Neben- und Miteinander-Leben im engsten Raum und der Umgang mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden sind wichtige Merkmale dieser komplexen Region – als Ergebnisse von über tausend Jahren Geschichte: „**getrennt im selben Raum**“, oft in fremde oder eigene „Korsette“ gezwängt, dann wieder untereinander zerstritten.

Zum Beispiel brachten die Volkgruppen unterschiedliche Grundhaltungen in den nach dem Ersten Weltkrieg geschaffenen Vielvölkerstaat der Slowenen-Kroaten-Serben (SKS) und das nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffene Jugoslawien ein:

- Die **Slowenen**, von den Franken 748 besiegt und christianisiert, standen bis 1918 unter österreichischem Einfluss, ihre Oberschicht sprach Deutsch.
- Die **Kroaten**, ebenfalls von den Franken christianisiert, verloren ihre zwischenzeitliche Eigenständigkeit als Königreich an Ungarn und gehörten ebenfalls bis 1918 zum Habsburger-Reich (Österreich-Ungarn). Das kroatische Dalmatien stand über 500 Jahre unter venezianischem Einfluss und

gehörte nach 1814 zu Österreich, ohne seine nationale, kroatische Eigenständigkeit zu verlieren. Kroaten und Slowenen bewahrten ihre nationale Identität und fühlen sich heute Westeuropa eng verbunden. Sie traten im früheren Jugoslawien für mehr Föderalismus ein.

- In **Bosnien** siedelten seit dem frühen Mittelalter Serben und Kroaten. Nach der Eroberung durch die Osmanen 1463 traten viele zum Islam über. Als Bosniaken bildeten sie die dritte Volksgruppe im Lande. (Details: „Religionszugehörigkeiten in Südosteuropa“).
- Die **Montenegriner** erlangten noch unter türkischer Herrschaft die Autonomie und waren dem föderalistischen Staat Jugoslawien eher loyal (so auch in der Union mit Serbien 2003, Unabhängigkeit 2006).
- Die **Serben**, von Ostrom byzantinisch-orthodox christianisiert, dehnten nach Erlangung der Selbständigkeit ihr Imperium zeitweilig bis nach Griechenland aus. Nach serbischen Ausführungen lag ihr Zentrum im **Kosovo**, wo sie 1389 auf dem Amselfeld von den Osmanen (Türken) geschlagen wurden und unter deren Herrschaft gerieten. Kosovo-Polje / Amselfeld begründete einen zentralen serbischen Mythos und die emotionale Bindung an die heute mehrheitlich von Albanern bewohnte Region.
- Die unter der osmanischen Herrschaft islamisierten **Albaner** erhielten in ex-Jugoslawien einen autonomen Status innerhalb Serbiens, der 1989 aufgehoben wurde. Als Angehörige einer nichtslawischen Herkunft streben sie einen unabhängigen Staat an; die vom Parlament 2008 ausgerufene Unabhängigkeit Kosovos wird nicht von allen Staaten anerkannt,
- Die **Mazedonier**, auf deren Gebiet Serben, Bulgaren und Griechen historische Ansprüche erhoben und das nach den Balkankriegen (1912-13) unter diesen aufgeteilt wurde, erhielten im Jugoslawien Titos Autonomie als Teilrepublik, wurden als Volk anerkannt und bekamen eine eigene Schriftsprache (Unabhängigkeit 1991, kurz nach Slowenien und Kroatien).

Umstritten waren (zur Zeit der Staatsgründung Jugoslawiens und später wieder neu) das Recht auf nationale Selbstbestimmung und die Staatsform. Slowenen und Kroaten wollten dieses Recht auf die Republiken übertragen und einen Staatenbund schaffen, Serben forderten eine Bundesrepublik, in der sie als Mehrheitsvolk ihren Führungsanspruch untermauern konnten. Für letzteres Modell plädierte auch Montenegro. Bosnien-Herzegowina und Mazedonien dagegen traten für weitgehend unabhängige Staaten mit begrenzter Abtretung ihrer Souveränität an eine Zentralregierung ein. Diese Gegensätze traten nach Titos Tod offen zu Tage und eskalierten schliesslich in den blutigen Konflikten der neunziger Jahre, welche zum Zerfall Jugoslawiens und zur Bildung neuer unabhängiger Staaten führten: Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina, Mazedonien, Montenegro, Serbien, Kosovo.

Selektive Zeittafel : Fokus auf dem Staatsgebiet von ex-Jugoslawien

148 v. Chr. Mazedonien wird römische Provinz.

6 n. Chr. Römische Provinz Illyricum ----- Illyrer > Albaner, Kosovaren (?)
108-275 röm. Provinz Dacia (> Automarke!) auf dem Gebiet des heutigen RO.
324 Gründung von Konstantinopel als neue Hauptstadt des römischen Reiches

395 Teilung d. röm. Reiches in e. westl. (Rom) und e. östl. Teil (Konstantinopel / Byzanz, 1453 von Osmanen erobert > Istanbul); **Teilung wirkt bis heute nach!**

6. Jh. Einwanderung d. Slawen: Croat (Hrvat) + Serboi (aus Kaukasus? via Polen)

7.- 9. Jh. Christianisierung: Dalmatien (HR) von Rom aus > katholisch, der ganze Rest von Byzanz aus > byzantinisch-orthodox: Cyrill + Methodius > kyrillisches Alphabet

900 Ungaren drängen sich zw. Nord- und Südslawen; Ungarn wird später kathol.

1054 Schisma: endgültige Trennung von Ost- und Westkirche

> Kroatien u. Bosnien orientieren sich nach Rom

Serbien (+ MK, BG) nach Byzanz; **1000 Jahre später:** Kroatien definiert sich westlich, Serbien blickt nach Moskau

1102-1918 steht **Kroatien** unter ungar. Oberhoheit (Küste z.T. unter Venedig)

1180-1463 **Bosnien** ein Staat, dann bis 1878 osmanisch, dann österr.-ungarisch

1217-1389 **serbisches** Königreich Raska, dann 500 Jahre osman. Herrschaft

1389 Schlacht auf dem Amselfeld (Kosovo Polje): Niederlage der Serben und ihrer Verbündeten gegen die Osmanen

1444 Gjergj Skanderbeg organisiert den alban. Widerstand gegen die Osmanen

1453 Osmanen in Byzanz, 1463 in Bosnien, 1526 in Ungarn (Mohács!),

1689 zum zweiten Mal erfolglos vor Wien, danach aus Ungarn usf. vertrieben

1689-90 österr. Intermezzo im Kosovo und Migration der Serben in die Vojvodina

1815 de-facto Unabhängigkeit Serbiens

1877-78 russ. Vorstoss zur Befreiung der Balkanchristen und Berliner Kongress

1912-13 Balkankriege, versuchte Endlösung der "orientalischen Frage"

> erste Nationalstaaten

1914 österr.-ungar. Invasion (Sarajevo "Auslöser" für den 1. Weltkrieg)

1918 KSK: Königreich d. Serben, Kroaten u. Slowenen / 1929: Kgr Jugoslawien

1920 Tranchierung des osman. Reiches (Vertrag von Sèvres)

> türk. Befreiungskrieg

1941-45 YU besetzt, geteilt; Ustascha-NDH (faschist. Kroatien) > Partisanenkrieg

1945 (kommunistische) Bundesrepublik YU

1948 Bruch Tito-Stalin, 1980 Tod Titos

1986-1989 Gross-Serbien-Kampagne Milosevics > diverse **Kriege (siehe unten)**

2000 (5. 10.) Milosevic wird nach gefälschten Wahlen friedlich gestürzt

2002-2006 SCG (Union von Serbien und Crna Gora / Montenegro)

2003 (12. 3.) Zoran Djindjic (serb. Premier) von staatsnahem Syndikat ermordet, inner-serbische Kontroversen um Europa, Kosovos Unabhängigkeit

2006 Montenegro wird unabhängig (SCG > MNE + SRB)

2008 Unabhängigkeitserklärung Kosovos von Serbien: von knapp der Hälfte der UN-Mitglieder anerkannt; KS steht aber unter UN-Verwaltungshoheit (inkl. multinationaler Truppe) und wird rechtsstaatlich von der EULEX überwacht

Ein Jahrzehnt Krieg – Chronologie

zusammengestellt von Andreas Ernst (Belgrad), Andres Wysling, Martin A. Senn

1991: Slowenien und Kroatien erklären ihre Unabhängigkeit, später auch Mazedonien. Krieg in Slowenien. Beginn des Krieges in Kroatien. Verwüstung von Vukovar und Beschiessung von Dubrovnik durch serbische Truppen.

1992: Referendum in Bosnien ergibt Mehrheit für Unabhängigkeit, Bosnjaken und Kroaten stimmen zu, Serben boykottieren die Abstimmung. Ausweitung des Kriegs auf Bosnien, Belagerung von Sarajevo (mehr als 3 Jahre) durch serbische Truppen beginnt. Entsendung von UNO-Friedenstruppen. UNO beschliesst Sanktionen gegen Rest-Jugoslawien.

1993: Krieg aller gegen alle: Kroaten, Muslime, Serben bekämpfen sich an unübersichtlichen Fronten. Berichte über „ethnische Säuberungen“, Massenvergewaltigungen und Konzentrations-lager erschüttern zunehmend die westliche Öffentlichkeit.

1995: Massaker der serbischen Truppen an Muslimen in Srebrenica, unter den Augen der UNO- Friedenstruppen. Offensive „Sturm“ der Kroaten in der Krajina, Flucht der Serben. Bombardierung serbischer Stellungen durch Nato-Flugzeuge. Friedensabkommen von Dayton.

1996: Exodus der Serben aus Sarajevo. Beginn der Wiederaufbauhilfe für Bosnien. Wahlbetrug in Serbien; Protest von Oppositionsparteien und Studenten.

1997: Befreiungsarmee Kosovo (UCK) lanciert Provokationen. Masslose Reaktion der serbischen Polizei, Politik der verbrannten Dörfer, interne Vertreibungen.

1998: Nato droht mit Bombardierung, Milosevic lenkt ein: internationale Beobachter in Kosovo.

1999: Neues Ultimatum der Nato an Belgrad, Bombenkrieg gegen Rest-Jugoslawien. Vertreibung von einer Million Albanern aus Kosovo nach Mazedonien und Albanien. Errichtung eines UNO-Protectorats, Rückkehr der Flüchtlinge und Wiederaufbau.

Historische Literatur:

Edgar Hösch, Geschichte des Balkans, München 2004

Mark Mazower, Der Balkan (The Balkans. A Short History), Berlin 2002

Richard Wagner, Der leere Himmel, Berlin 2003

Die Patientin betritt das Sprechzimmer, die Ärztin schreibt etwas. Ohne den Kopf zu heben, sagt sie: „Setz dich!“

Die Frau nimmt auf dem Stuhl Platz, der am nächsten bei der Ärztin steht. Sie verschränkt die Finger ineinander und legt die Hände in den Schoss. Sie starrt auf die Blumen im Teppich und beginnt zu warten. Die Ärztin ist mit dem Schreiben fertig, sie lehnt sich in ihrem Stuhl zurück. Sie ist müde. Seit dem Morgen hat sie sich tausend Sorgen anhören müssen. Es hämmert in ihren Schläfen. Sie versucht, sich zu konzentrieren, und schaut die Frau an, die reglos auf dem Sessel dasitzt. Dann beugt sie sich zum Tisch vor und nimmt ihren Stift in die Hand:

„Wie heisst du?“ „Elmas.“

„Dein Familienname?“ „Çelik.“

„Also, Elmas Çelik, was fehlt dir, erzähle!“

Elmas weiss nicht, wo sie anfangen soll und schweigt.

Die Ärztin sagt verdrossen: „Wenn du nicht redest, kann ich dir nicht helfen. Rede, Mädchen, sag, was dir fehlt.“

Elmas beginnt zu reden, ohne ihren Blick von den Blumen im Teppich zu heben: „Ich will niemanden beschuldigen. Ich will mich nur untersuchen lassen. Alle sagen, dass es in der Stadt so eine gute Ärztin gibt. Du sollst schon vielen geholfen haben.“

„Gut, Elmas Çelik, nimm einmal das Kopftuch ab.“

Elmas nimmt ihr kariertes Kopftuch ab. Sie faltet es und legt es in ihren Schoss.

Die Ärztin sagt:

„Sieh mich an!“

Elmas wendet sich ihr schüchtern und verschreckt zu. Die Ärztin schaut ihr aufmerksam in die Augen. Elmas denkt: „Ich mag diese Frau, sie wird mir helfen.“ Ihr Körper entspannt sich, es wird ihr leichter ums Herz. Sie schaut der Ärztin fest in die Augen und lächelt freundlich. Die Ärztin trägt auf dem Notizzettel ein:

Vorname Elmas, Zuname Çelik. Dann stellt sie die weiteren Fragen:

„Wie alt bist du?“ „Dreissig.“

„Verheiratet?“ „So so“, sagt Elmas.

Die Ärztin hebt den Kopf und schaut sie erstaunt an: „Was heisst so so? Ja oder nein?“

Elmas' Gesicht verdüstert sich: „Weder ja noch nein. Ich habe einen Mann, mit dem ich verheiratet bin, aber er ist seit sieben Jahren nicht bei mir.“

Die Ärztin überlegt, was sie schreiben soll. „Alleinstehend“ konnte sie nicht schreiben. Die Frau war ja verheiratet. Und wenn sie „verheiratet“ schrieb, war das auch nicht richtig, denn sie hatte ihren Mann seit sieben Jahren nicht gesehen.

„Wo ist dein Mann?“ „In Deutschland.“

„Aha“, sagte die Ärztin, „hättest du das gleich gesagt!“

Eine von vielen, denkt sie, trägt den üblichen Vermerk auf dem Notizzettel ein und beginnt, sich die Schläfen zu massieren. Gleichzeitig muss sie daran denken, dass jeden Tag Frauen aus Dörfern und Städten zu ihr kommen, die von ihren Männern getrennt waren und die darunter leiden. Elmas Çelik gehörte offenbar zu ihnen. Eines aber unterschied sie von den anderen. Sie war sich der Situation bewusst.

Auf die Frage, ob sie verheiratet sei, hatte sie mit „so so“ geantwortet und dann geschwiegen. Sie hatte sieben Jahre lang ohne Mann gelebt. Nach sozialstatistischen Gesichtspunkten war sie verheiratet, vom medizinischen Standpunkt aus war sie alleinstehend. „Dieser Zwiespalt bringt die Frauen um“, überlegt sie. Dann wendet sie sich an die Patientin:

„Hast du Kinder?“ „Ja, drei. Zwei Jungen und ein Mädchen.“

„Hattest du je Fehlgeburten?“ „Hmmm.“

„Ist die Regel normal?“

„Was weiss ich. Es kommt, wann es will, ist wahnsinnig stark und hört dann wieder auf.“

„Also stark?“ „Manchmal auch fast gar nicht.“

„Von normal also keine Rede.“ „Nenn es, wie du willst.“

Elmas wird nervös „Wenn diese Fragerei nur schon aufhörte, bevor ich durchdrehe“, denkt sie. Die Ärztin spürt das.

„Fühlst du dich nicht wohl?“

„Nein, nein, ich bin ja gekommen, um geheilt zu werden, da spielt es keine Rolle, wenn ich mich nicht wohl fühle.“

„Dann lass mich weiterfragen. Wann hattest du die erste Regel?“

„Fünf, sechs Monate, nachdem ich Kadir geheiratet hatte, glaube ich.“

„Das heisst, dass du geheiratet hast, noch bevor du die erste Regel hattest?“

„Ja, es wird schon so gewesen sein. Darauf kommt es bei uns nicht an. Sicher, meine Mutter hat zu Kadirs Familie gesagt: „Wartet noch ein bisschen, das Mädchen ist noch nicht erwachsen“; aber sie haben nicht darauf gehört. Und Kadir hat damals vor mir und hinter mir gebrüllt wie ein Ochse, er hat sich angeschlichen wie eine Schlange, gezwitschert wie ein Vogel, gezittert wie ein Blatt, gewütet wie ein Sturm und gestaubt wie Pulverschnee. Du musst wissen, er hat nach mir gebrannt.“

Die Ärztin kann es sich nicht verkneifen zu fragen: „Und du, hast du ihn auch geliebt?“

Elmas lächelte bitter: „Sicher. Ich habe ihn ja mit meiner Liebe angesteckt. Und weisst du, seit wann schon? Seit der Zeit, in der wir am Bachufer aus Lehm einen Herd bauten. Ich war noch gar nicht in der Schule. Er hat sich vor mir aufgebaut: „Elmas, ich werde deinen Herd zertreten!“ Ich habe geschrien: „Verschwinde, geh weg!“ Aber er ist nicht gegangen. Eines Tages baute ich ein Haus aus gelbem Schlamm. Er hat es mit einem Stock zerstört. Ich bin aufgesprungen, habe einen grossen Stein genommen und bin auf ihn losgegangen. Es hat ihm nichts gemacht, er hat mir mein Haus erst recht zerstört. Vor Wut habe ich mich auf den Boden geworfen und getobt. Daraufhin hat er mich aufgehoben und in den Arm genommen. Ich habe ihn gebissen, gekratzt und beschimpft. Unter Geschrei und Gezerre hat er mich zum Bach getragen und ins Wasser geworfen. Ich habe mich abgeschüttelt und bin aus dem Wasser gestiegen. Er wäre vor Lachen beinahe erstickt. Und auch meine Freunde haben mich ausgelacht... Ich bin weinend weg-gelaufen. Er hat mich eingeholt, hat mich in die Arme genommen und noch einem zum Bach getragen. Dort hat er mir die Tränen abgewischt, hat ein Stück Lakritze aus der Tasche geholt und es mir in den Mund gesteckt. Dann hat er sich hingesetzt und mir aus Lehm ein schönes Haus gebaut. Meine Freunde haben sich um uns geschart und mein Haus bewundernd angeschaut. Was hatte ich für eine Freude! Dann sagte ich: „Bau mir auch einen Herd! Für die Herde, die du mir bisher zerstört hast!“ Er aber sagte: „Geh jetzt nach Hause, zieh dir trockene Kleider an und sag deiner Mutter, dass du ins Wasser gefallen bist. Eines Tages werde ich dir einen riesigen Herd bauen!“ Er hat gelacht und ist weggegangen. Von diesem Tag an habe ich ihn geliebt. Nach der Hochzeit habe ich Kadir noch lieber gewonnen. An dem Tag, an dem wir geheiratet haben, meinte ich, mein Kopf reiche bis in den Himmel.“

Elmas kommt beim Reden in Fahrt. Die Ärztin will die Details eigentlich gar nicht hören. Aber dann gefällt ihr die Natürlichkeit, mit der Elmas erzählt. Sie hört ihr ohne Langeweile zu. Als sie aufhört, hilft sie ihr, den roten Faden wiederzufinden.

„Du hast sehr früh geheiratet.“

„Ja, so war es“, sagt Elmas und schweigt wieder. Sie wischt sich die Schweißtropfen, die sich auf ihrer Stirn angesammelt haben, mit dem Kopftuch ab.

„Schau, dieses Schwitzen“, sagt sie, „es lässt mich Tag und Nacht nicht los. Und dann dieses Gefühl von Enge. Manchmal ist mir, als presse eine Hand mein Herz zusammen. Und dann gibt es wieder Tage, da schlägt mein Herz wie eine Trommel. Oft ist es auch so, dass es unaufhörlich flattert wie die Flügel eines Vogels. Dann leide ich unter Atemnot. Mir wird schwindlig. Und in letzter Zeit sehe ich plötzlich den Regenbogen. Rot und Blau, Gelb und Grün. Ja, ein Regenbogen umfängt meinen ganzen Körper. Das bringt mich zur Verzweiflung. Ich glaube, verrückt zu werden, fühle mich wie in einem Ring gefangen. Um mich von dem Regenbogen zu befreien, laufe ich zum Bach am anderen Ende des Dorfes, und von dort hetze ich zur Mühle, aber es hilft nichts, ich werde es nicht los...“

Die Ärztin neigt sich voll Interesse zur Patientin. „Wer lebt alles in eurem Haus?“

„Meine Schwiegermutter, die Schwester meines Mannes und meine Schwägerin, deren Kinder und meine Kinder.“

„Das heisst, eine grosse Familie.“

„Ja. Aber verstehen tue mich mit niemandem. Sie begreifen nichts. Meine Schwiegermutter, in deren Haus ich geheiratet habe, verstärkt meine Probleme noch, gemeinsam mit meiner Schwägerin. Sie war es, die darauf gedrängt hat, dass Kadir nach Deutschland ging. Geld ist das einzige, was sie interessiert. In den ersten Jahren hat Kadir uns auch alles geschickt, was er verdient hat. Damals hat er aber auch diese Frau noch nicht gehabt.“

Die Ärztin hat einen entscheidenden Punkt erkannt:

„Wer ist diese Frau?“

Elmas hätte es ohnehin erzählt. Das Knäuel war entwirrt, der Anfang des Fadens wurde sichtbar:

„Weisst du, in Deutschland sind dunkelhäutige Männer mit dunklen Augen, dunklen Wimpern und dunklem Bar sehr beliebt... Und mein Kadir ist genau so ein Mann. Eine blonde Frau hat ihn sich geschnappt. Zuerst konnte ich es nicht glauben. Wenn du wüsstest, was für schöne Briefe er geschrieben hat! Aus seiner Rede floss Honig. Und ich habe ihm mit vielen Seiten geantwortet. Mit der Zeit aber sind immer weniger Briefe gekommen. Bis sie ganz aufhörten. Und dann haben Leute, die auf Urlaub in die Heimat kamen, alles erzählt. Dass Kadir dort geheiratet hat, dass seine Frau blondes Haar und himmelblaue Augen hat, dass sie eine Ungläubige ist und meinem Kadir sogar ein Kind geboren hat. So sind die Nachrichten gekommen... Ich habe Kadir geschrieben: ‚Ist das alles wahr? Wie konntest du das tun?‘ Zwei Monate später hat er geantwortet: ‚Was du gehört hast, stimmt nicht.‘ Aber er hat gelogen. Mein Schwager ist auch nach Deutschland arbeiten gegangen. Er hat alles mit eigenen Augen gesehen. Kadir hat sich dort eingerichtet. Er hat einen gesunden, kräftigen Sohn. Anderen Leuten habe ich nicht geglaubt, aber als mein Schwager es schrieb, stand ich da: ‚Ich kann ihn nicht von dort wegbringen. Er ist der blonden Frau verfallen. Er spricht mit niemandem darüber!‘ Das hat er geschrieben. Diese eindeutige Nachricht ging im Dorf von Mund zu Mund. Aber glaubst du, einer hätte mit mir Mitleid gehabt oder ihn verurteilt?

Aber man muss sich mit seinem Schicksal eben abfinden. Und vielleicht tut es ihm eines Tages leid, und er kehrt heim zu seiner Familie. Immerhin bin ich seine Ehefrau, seine erste Liebe, die Mutter seiner drei Kinder, habe ich mir gedacht und geschwiegen. Ganz hat er uns doch nicht vergessen: Ab und zu schickte er für die Kinder Geld und Kleider. Und nach allem was er mir angetan hat, hatte er auch noch die Unverfrorenheit, mir roten Samt für einen Schalwar zu schicken: ‚Elmas soll ihn sich nähern lassen‘, liess er mir sagen. Er muss übergeschnappt

sein. Ich brenne innerlich lichterloh, was soll ich da mit Samt? Alle jungen Männer unseres Dorfes sind in Deutschland. Bei uns sind nur ein paar kränkliche junge und die alten Männer. Ich weiss ja, die anderen jungen Frauen leiden wie ich. Aber ihre Männer kommen wenigstens einmal im Jahr nach Hause. Sie sind dann zumindest einen Monat lang mit ihren Frauen und Kindern zusammen. Ich habe Kadir ein paarmal geschrieben, er solle zurückkommen. Damals habe ich alle meine Qualen aufs Papier gebracht. Ich habe ihm brennende Briefe geschickt... Er hat nicht einmal reagiert darauf. Ja, mir sind die Arme gebunden. Ich bin nur eine Frau. Was bleibt mir anderes übrig? Ich habe die Kinder an meine Brust gedrückt. Und dann habe ich mir gesagt: ‚Halt durch, Elmas, halt alles durch, ertrage Freund und Feind, lass dich nicht unterkriegen!‘ Die Feinde kommen nur bis zur Haustüre, heisst es. Ich aber habe auch innerhalb des Hauses Feinde. Die Schwiegermutter, die Schwester meines Mannes und die Schwägerin würden mich am liebsten in einem Löffel voll Wasser ertränken, wenn sie könnten. Sobald meine Schwiegermutter schlechte Laune hat, beginnt sie, gegen mich zu sticheln. Sie öffnet ihren zahnlosen Mund zu einem Backofen und speit Flammen nach mir: ‚Du kannst es ohne Mann wohl nicht aushalten? Läßige Katze, dummes Stück, lass meinen Kadir in Ruhe, er soll seine liebe deutsche Frau nur umarmen. Soll er sein Leben vielleicht mit einem abgelatschten, missmutigen Weib wie dir verplempern? Er hat es schon richtig gemacht, wunderbar hat er es gemacht, mein Kadir. Bravo!‘ Meine Schwägerin bekommt alle vierzehn Tage einen Brief von meinem Schwager. Dann liest sie ihn mir triumphierend vor. Der Schuft von meinem Schwager schreibt seiner hässlichen Frau haarklein alles, was in Deutschland passiert. Manchmal stehen in den Briefen auch Nachrichten über Kadir. Dass er sich ein Auto und der deutschen Frau goldene Armreifen gekauft hat... Er schreibt sogar, was sie essen und trinken. In einem Brief stand: ‚Verfluchte Religion, ich müsste meine deutsche Schwägerin eigentlich eine Heidin nennen, aber sie ist eine Frau wie aus Zucker und Honig. Ich bin in ihre Wohnung gegangen, und sie hat mich wunderbar bewirtet.‘ Und dann: ‚Gib diesen Teil des Briefes ja nicht Elmas zu lesen!‘ Und diese Hündin von einer Schwägerin? Sie hat mir alles vorgelesen, ohne auch nur eine einzige Zeile auszulassen. Sie hat sogar die Stellen vorgelesen, in denen ihr Mann schreibt: ‚Ich habe Sehnsucht nach Dir, ich küsse Dich auf diese und jene Stelle, ich rieche Dich!‘

Die Schwester meines Mannes ist mit einem hinkenden Mann verheiratet. Bei dem Männermangel ist sein Wert gestiegen. Diese Schwester meines Mannes sagt immer wieder: ‚Heute haben wir wieder miteinander geschlafen, ich muss mich waschen.‘ Dann macht sie einen Kessel Wasser heiss und verschwindet in der Kammer. Gott weiss, dass sie meistens lügt. Die Schwiegermutter keift dann: ‚An den Tagen, an denen sich die Schwester deines Mannes wäscht, schnappst du komplett über, dann bist du vor Zorn nicht ansprechbar. Aus reiner Wut prügelnst du die Kinder, du terrorisierst die ganze Umgebung!‘ An manchen Tagen finde ich zwischen Himmel und Erde wirklich keinen Platz. Ich brenne innerlich, es ist, als werde mein Herz zusammengeschnürt, ich verstehe die Welt nicht mehr. Dann schlage ich die Kinder. Und zwar brutal. Ich beisse sie und schlage sie grün und blau. Dann tut es mir leid, und ich beginne zu weinen. Aus meinen Augen fliessen Sturzbäche. Ich werde rot und blau im Gesicht, meine Hände und Füße sind eiskalt. Mein Körper wird leblos. Und dann ändere ich mich für einige Tage. Der Brand in mir erlischt, und die alte, lächelnde Elmas kommt zurück. Aber die Tage vergehen, und ich verfallende wieder in die alte Verzweiflung. An manchen Tagen überwältigt mich die innere Qual. Dann stehe ich auf, lade die Pistole und schieße ein paarmal in die Luft. Mit jedem Schuss vermindert sich mein Leiden. Ich werde einige Probleme los. Als Kadir nach Deutschland ging,

über-gab er mir seine Pistole: ‚Die Pistole ist der beste Freund des Menschen. Verteidige deine Ehre damit‘, hat er gesagt. Meine Ehre sollte ich verteidigen. Vor wem wohl? Vor den paar Tattergreisen mit ihren Käppis, die es im Dorf gibt, vielleicht? Weisst du was? Im Dorf haben sie Spottverse auf mich gemacht. Was sie alles reden... Wenn ein Hund nichts zu fressen kriegt. Wird er tollwütig. Ich tue so, als würde ich es nicht hören. Aber wenn ich allein im Garten oder im Weinberg bin, dann reime ich mir auch manches zusammen. Es kommt mir aus dem Herzen. Wenn ich es ausspreche nimmt mein Kummer ab. Sobald ich einmal angefangen habe, kommen die Reime wie von selbst aus meinem Mund. Wie wenn man sich einen vollen Kübel über den Kopf leert und das Wasser herausrinnt. So geht es mir. Beim Reden fällt mir immer mehr ein:

Weisser Zug, schwarzer Zug, / der du die Männer fortführst, / weit weg nach Deutschland, zum Unglück der Frauen / Hättest du nicht trocken das Brot / Und nicht wässrig die Suppe genannt, / wäre nicht Einsamkeit meine Los, / weil du in Deutschland bist, in jenem fernen Land...

So etwas hat noch nie jemand gehört. Und wer es hört, plappert es sofort nach. Bis zum letzten Jahr habe ich so dahingelebt: Einmal hat sich in mir alles aufgestaut, dann hat es sich wieder entleert. Die Briefe an Kadir habe ich nicht mehr abgeschickt, sondern in einer Kiste aufgehoben. Bis im vorigen Jahr meine Schwiegermutter sagte: ‚Schreib Kadir, dass er kommen soll, seine Söhne müssen beschnitten werden!‘ Ich habe mich dagegen gewehrt: ‚Ich schreibe ihm nicht, er kommt ja doch nicht, auch wenn ich ihn darum bitte!‘ Die Schwiegermutter aber liess nicht locker: ‚Und ob du ihm schreiben wirst. Schliesslich sind es ja seine Söhne. Er soll sofort kommen, diese Eselsbrut. Ich bin alt geworden, vieles schaffe ich nicht mehr. Der älteste Sohn wird bald vierzehn. Er hat eine Rinde wie ein Heide. Habt ihr denn alle schon unsere Religion und unsere Bräuche vergessen? Du musst ihm schreiben. Ich habe meinen Kadir mit frommer Milch aufgezogen, er wird zur Beschneidung kommen!‘ Ich aber sagte: ‚Nein Mutter, du irrst dich. Wenn du Kadir wirklich mit frommer Milch aufgezogen hättest, wäre er nicht zu dieser heidnischen Frau gegangen und hätte mit ihr ein Kind gezeugt. Und in diese Situation hätte er mich auch nie gebracht!‘ Darauf begann die Schwiegermutter zu schäumen: ‚Du bist ja verrückt! Als ob es bei den Weibern einen Unterschied gäbe zwischen Heiden und Mohammedanern! Wenn die Männer etwas zwischen ihren Beinen finden, wo sie hineinkönnen, ist ihnen alles andere egal. Oder glaubst du, dass die deutsche Frau an dieser Stelle einen Stempel hat, auf dem steht: Heidin, betreten verboten! Die ist eine Frau wie du und ich... Schon gut, dass sie ein Kind geboren hat. Es ist von unserem Stamm, das Schäfchen meines Kadir, hast du sein Bild nicht gesehen? Es hat denselben Blick wie Kadir. Mund und Nase, alles ist wie bei meinem Kadir. Wenn er kommt, soll er seinen Sohn auch mitbringen, dann lassen wir ihn auch gleich beschneiden. Er ist ein Mann, er fährt weg und vergisst dich. Er kommt hierher, und wer weiss, vielleicht vergisst er die deutsche Frau. Du sagst, wenn Kadir ein guter Mann wäre, hätte er dich nicht in so eine Situation gebracht. Was hast du an deiner Situation auszusetzen? Du hast zu essen, dein Rücken ist gerade. Dein Mann lässt für deine Kinder Geld wie aus der Dachrinne fliessen. Iss und trink, mach es dir bequem. Fehlt dir ein Mann? Du hast so viele Jahre mit meinem Kadir geschlafen. Hast du immer noch nicht genug? Du hast einen Sohn, der ist so gross wie du. In so einem Alter immer noch einen Mann haben zu wollen, ist nicht nur eine Schande, sondern auch Sünde. In ein paar Jahren wirst du deinen Sohn verheiraten, und du wirst Schwiegermutter. Wie du als Braut zu uns gekommen bist, habe ich mit deinem verstorbenen Schwiegervater in getrennten betten geschlafen, erinnerst du dich? Schütte eine Schaufel Asche auf die Flammen in

deinem Herzen. Und wer weiss, vielleicht hat mein Kadir eines Tages genug von Deutschland. Dann kommt er mit einem Haufen Geld. Wir kaufen Grund und Boden und gehören zu den besseren. Hör auf, Kadir böse zu sein. Setz dich gleich hin und schreib ihm!“

Die Ärztin wurde neugierig. „Hast du ihm geschrieben?“

„Was blieb mir anderes übrig?“ „Hat er geantwortet?“

„Sicher! ‚Bereitet die Feier vor und teilt mir mit, wann die Beschneidung stattfinden wird. Dann nehme ich mir Urlaub und komme.‘ Ich konnte es nicht fassen. Dabei hatte ich gedacht, er würde nie wieder hierher kommen. Es war, als wäre er von den Toten auferstanden. Ich habe den roten Samt sofort aus der Truhe geholt und mir einen Schalwar nähen lassen. Ich habe mir den Kopf, die Hände und auch die Füsse mit Henna gefärbt. Wir haben zehn Schafe gekauft, zwei Sack Reis und auch viel Zucker. Kadir hat Unmengen von Geld geschickt. ‚Bei der Beschneidungsfeier meiner Söhne soll es an nichts fehlen‘, hat er geschrieben. Als alles vorbereitet war, haben wir von dem Mann, der die Beschneidung durchführen sollte, einen Termin bekommen. Wir haben die Feier festgelegt. Wir haben einen besorgt, der aus dem Koran vorlesen sollte, und haben die Gäste eingeladen. Ich bin aufgeregt hierhin und dahin gerannt. Als wäre es meine Hochzeit. Ich würde mit Kadir die Hochzeitsnacht erleben. Mir war, als wäre ich um 15 Jahre jünger. Ich vergass alles, was ich erlitten hatte. Ich war nur von Freude erfüllt. Die Gäste aus den umliegenden Dörfern kamen mit Traktoren. Sie trugen Fahnen, und als sie ins Dorf einfuhren, wurden Trommeln geschlagen, und die Oboen erklangen. Alles stand kopf, die Trommeln wirbelten Tag und Nacht. Die Hora wurde getanzt. Die Frauen hatten ihre Kleidertruhen mitgebracht und zogen sich um, so oft es ihnen gefiel. Wir hatten ein Beschneidungsbett aufgestellt, das hatte Wandteppiche mit Hirschen darauf, goldbestickte Einschlagtücher, Umrandungen, goldgewirkte Tücher, spitzenbesetzte Leintücher und Kissen mit Kreuzstichmuster. Es war sehr schön. Die Beschneidung sollte am dritten Tag des Festes nach dem Morgengebet stattfinden. Aller Augen waren auf die Wegbiegung vor dem Dorf gerichtet, wir alle warteten auf Kadir. ‚Gleich kommt er, bald werden wir ihn sehen‘, sagten wir uns und warteten bis zum Morgen.

Als es hell wurde, war meine Freude verflogen. Mir waren Arme und Flügel gebrochen. Mein ganzer Körper war blutleer. Ich hatte nicht einmal mehr zum Atmen Kraft. Der Ruf zum Morgengebet erschallte. Die Männer beteten. Es war Zeit, die Jungen zu beschneiden. Ich aber sagte: ‚Wartet noch. Gott lenkt die Wege des Wanderers. Warten wir noch ein wenig.‘ Und gegen jede Regel der Tradition warteten wir. Die Nachbarn scharten sich um mich und begannen, mich zu trösten. Als es schon heller Tag war, schickten die Männer die Botschaft nach Hause: ‚Wir müssen jetzt mit der Beschneidung anfangen!‘ Meine Schwiegermutter rieb sich die Hände und kam zu mir: ‚Komm, meine Elmas, gehen wir. Gehen wir ins Dorfhaus und holen wir unsere beschnittenen Kinder ab. Schliesslich haben wir ja keinen Mann, der sie auf dem Arm zu ihren Betten trägt.‘ Und ich sah, dass die alte Frau weinte. Es fiel uns schwer, unsere Füsse zu haben, aber wir schafften es bis zum Dorfhaus und stellten uns dort auf. Meine Söhne tanzten im Rhythmus der Trommeln mit den Männern, die zur Feier gekommen waren. So ist bei uns die Sitte. Als er uns kommen sah, verliess mein hinkender Schwager den Kreis der Tanzenden. Zuerst zog er dann meinen grossen Sohn aus dem Kreis. Er legte ihm seinen Arm um die Schulter und tanzte mit ihm ins Haus. Als mein Sohn zur Tür hineinging, drehte er sich um und schaute ein letztes Mal zu Wegbiegung... Als die Beschneidung für ihn zu Ende war, kam die Reihe an den Kleinen. Aber er, dieses Biest, konnte es sich nicht wie sein Bruder verkneifen, etwas zu sagen: ‚Bevor mein Vater nicht kommt, lasse ich

mich nicht beschneiden', brüllte er und warf sich auf den Boden. Er begann zu weinen und zu toben. Alle Gäste starrten mich mit weit aufgerissenen Augen an. Plötzlich begannen meine Ohren zu singen, und vor den Augen wurde es mir schwarz. Meine Zähne verbissen sich ineinander. Meine Knie gaben nach. Ich fiel in Ohnmacht. Was weiter geschah, weiss ich nicht. Ich war nicht bei mir. Ich lag Monate krank. Zuerst wurde der Imam gerufen, dann holte mein hinkender Schwager einen Arzt aus der Stadt. Und dieser Kerl namens Kadir schrieb einen Brief: ‚Sorgt gut für Elmas‘, und schickte Geld. ‚Sie soll mir verzeihen‘, stand auch in dem Brief. Ich besiegte die Krankheit und stand wieder auf. Aber ich wurde nie mehr ich selbst. Wenn ein Mensch einmal Probleme hat! Wenn es mir jetzt einmal zu eng wird und mir übel wird, falle ich gleich in Ohnmacht. Im Dorf rufen sie mich ‚die Irre‘. Dabei habe ich noch nie jemandem etwas getan.“ Elmas schweigt einen Augenblick.

Dann fragt sie flehentlich: „Sagen Sie, Frau Doktor, bin ich wirklich verrückt?“

„Nein“, sagt die Ärztin, „verrückt bist du nicht, du hast nur Probleme.“

„Ja, so ist das, es versteht ja niemand, wie es mir geht. Nicht einmal meine Kinder halten zu mir. Aber wie soll ich das alles ertragen? Kann ich etwas dafür, wenn ich zwischendurch einmal schreie und brülle?“

„Es wird alles gut“, sagte die Ärztin. „Du wirst sehen, alles kommt in Ordnung.“

Elmas senkt den Kopf und seufzt tief auf:

„Das wünsche auch ich mir. Meine Schwiegermutter sagt: ‚Die anderen Frauen haben auch ein Herz. Und auch sie leben ohne Mann. Aber sie machen kein Aufsehen davon, sie beklagen sich nicht.‘ Das stimmt ja alles nicht, alle schmelzen sie dahin wie Kerzen. Aber aus Angst, getadelt zu werden, beißen sie die Zähne zusammen und lassen sich nichts anmerken. ‚Wir wollen unsere Männer zurückhaben‘, wagen sie nicht zu schreien. Dabei staut sich in ihnen alles um so mehr auf, je länger sie schweigen. Ich habe meine Zähne sieben Jahre lang zusammengebissen, und das ist aus mir geworden. Auch sie sind krank. Das erste, was ihre Männer machen, wenn sie aus Deutschland auf Urlaub kommen, ist, dass sie ihre Frauen hinter sich her zum Arzt führen. Meine Schwiegermutter weiss das. Nur weil sie so gemein ist, tut sie, als wüsste sie es nicht und schimpft. Vor kurzem ist ein Brief von Kadir gekommen. Auf dem Kuvert stand: ‚Elmas Çelik‘. Ich habe ihn aufgemacht und gelesen. ‚Baldige Besserung‘, schrieb er. Er hat sich ein rotes Auto gekauft und will damit im August ins Dorf kommen. Dann will er die Kinder und mich nach Deutschland mitnehmen. Schreibt er zumindest. Das klingt wie ein Traum. Ich kann es nicht glauben. Ich konnte mich nicht einmal darüber freuen. Ich war wie erstarrt. Dann aber hat mich der Teufel geschubst: ‚Und wenn es wahr ist?‘ seit ich den Brief habe, kann ich wieder nicht schlafen und bin ruhelos. Wie lange ist es noch bis August? Was, wenn er plötzlich kommt? Ich bitte dich, mach mich bis dahin gesund! Lass mich so sein wie früher! Mach, dass mein Herz nicht mehr so beengt ist, dass ich nicht in Schweiss gebadet bin und dass ich wieder atmen kann. Vertreib den Regenbogen, der mich umgibt. Mach meine Knie wieder stark und meine Wangen wieder rot. Mach meinen starren Blick wieder hell und lass mich auch nicht ständig in Ohnmacht fallen, das soll endlich aufhören. Ich möchte den Sorgen die Stirn bieten können, ohne bewusstlos zu werden.“

Persönliche Stellungnahme zu Elmas' Situation:

Wie würde ich reagieren, was würde ich unternehmen, wenn Elmas die Mutter einer Schülerin oder eines Schülers wäre?

«Die Frau wird zum Instrument des Mannes»

Laut der Soziologin Pinar Selek ist Gewalt im Namen der Ehre in der Türkei noch immer weit verbreitet. Selbst wenn sich das Land nach aussen hin moderner gibt.

© Tages-Anzeiger; 1. Dezember 2011; S. 10

Pinar Selek, geboren 1971, ist eine international bekannte türkische Soziologin, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin. Sie ist Mitbegründerin des feministischen Netzwerkes Amargi und verfasste erfolgreiche Bücher über Gewalt und Militarismus. Seleks neuestes Buch «Zum Mann gehätschelt - zum Mann gedrillt» (dt. 2010) ist eine Studie über das Erwachsenwerden von Männern in der Türkei. Dabei beschreibt sie die soziale Bedeutung der Ehre in patriarchalen Gesellschaften. Und die Rolle von Frauen, die diese männliche Ehre entweder stützen oder gefährden. 1998 geriet Selek aufgrund ihrer Recherchen zur Kurdenfrage unter Terrorverdacht. Man beschuldigte sie der Beteiligung an einem Bombenanschlag auf den ägyptischen Basar in Istanbul, der sich später als Gasunfall erwies. Sie verbrachte zweieinhalb Jahre im Gefängnis und wurde dabei schwer misshandelt. Der Fall wurde dreimal vor Gericht verhandelt, endete jedoch stets mit Seleks Freispruch. Trotzdem wurde eine neue Revision gutgeheissen und eine gerichtliche Fortsetzung wird im kommenden Jahr erwartet. Selek lebt seit mehr als zwei Jahren in Deutschland und Frankreich im Exil. (sir)

Mit Pinar Selek sprachen Jean-Martin Büttner und Simone Rau

Premierminister Erdogan hat sich letzte Woche für ein türkisches Massaker an Zehntausenden Kurden entschuldigt, das in den 30er-Jahren stattfand. Ist das nur eine Geste oder bedeutet es mehr?

Wissen Sie, in der Türkei werden Tausende von Intellektuellen überwacht, oder sie sitzen in Gefängnissen. Sie dürfen ihre Meinung nicht frei äussern. Was glauben Sie, bedeutet dann eine öffentliche Entschuldigung von Premierminister Erdogan?

Als Frau wird Ihnen das Leben in der Türkei schwer gemacht. Wären Sie lieber ein Mann?

Nein. Ich bin glücklich, eine Frau zu sein. Auch weil ich auf diese Weise Erfahrungen mache, die ein Mann eben nicht macht. Wer die Diskriminierungen selbst erlebt, lernt mehr: über die Gesellschaft, den Staat, die Politik. Ausserdem fühle ich mich im weiblichen Körper ausgesprochen wohl. Ich lebe als Frau, denke als Feministin und analysiere als Soziologin, was passiert. Ich könnte natürlich ebenso gut ein Mann sein. Auch so würde ich meinen Weg machen und glücklich sein. Es wäre einfach anders.

Die türkischen Medien berichten häufiger über die Misshandlungen von Frauen. Erleichtert das Ihre Arbeit?

Die türkische Gesellschaft verändert sich. Das geht von verschiedenen demokratischen Bewegungen aus: den Frauen, den Studenten, den Kurden. Dies wiederum führt zu schweren Konflikten, denn insgesamt ist die Türkei nicht moderner geworden. Noch immer werden über 50 000 politische Gefangene festgehalten, von denen nicht klar ist, was man ihnen vorwirft. Genau genommen ist die Türkei ein zerrissenes Land. Denn zugleich dominiert der Neokonservatismus die Politik. Ausserdem findet ein täglicher Krieg statt in unserem Land: Jeden Tag werden Leute ermordet.

Und doch, sagen Sie, geschieht etwas.

Ja, trotz all dieser Schwierigkeiten ist eine Art Bürgerbewegung entstanden. Die gesellschaftlichen Konflikte treten heute deutlicher in Erscheinung als früher, auch zwischen Männern und Frauen. Vor zwanzig Jahren lebten noch 70 Prozent der Menschen als Bauern auf dem Land, heute sind es knapp 30 Prozent. Das hat sich auf Moral und Sitten ausgewirkt, die Traditionen haben sich geändert. Die neuen Lebensmodelle wirken sich auch auf die Hierarchien zwischen Männern und Frauen aus, die ihre Freiheit suchen. Immer häufiger verlassen Frauen ihre Männer. Entsprechend gross ist deren Frustration. Nicht selten kommt es dann zu Gewalt.

Danach liest man dann oft vom traditionellen Ehrbegriff. Zu Recht?

Es kann durchaus sein, dass die angeblich verletzte Ehre als Vorwand für Gewalt benutzt wird. Aber der Ehrbegriff verändert sich, Ehre bedeutet nicht mehr überall dasselbe. In

den Städten versteckt er sich hinter anderen Begriffen und Motiven, die oft unsichtbar bleiben.

Unsichtbar?

Nehmen wir einen Mann, der von Beruf Anwalt ist. Er lebt in Istanbul. Seine Frau hat ihn verlassen, er schlägt sie deswegen oder bringt sie sogar um. In diesem Fall würde man in der Türkei nicht sagen, dass dahinter ein Ehrenmord steckt, sondern die Tat der Eifersucht zuschreiben. Das hat damit zu tun, dass unser Gesetz Ehrenmorde heute strenger bestraft. Wir Frauenrechtlerinnen glauben, dass der alte Ehrbegriff immer noch wirksam ist. Also muss man jede Tat genau anschauen. Denn Gewalt artikuliert sich auf ganz verschiedene Art und Weise. Die Ehre kann ein Vorwand sein, aber eben auch ein Motiv. Die Männer wollen sich beweisen, weil sie ihre Männlichkeit beschädigt sehen.

Was passiert mit solchen Männern, wenn sie die Türkei verlassen, um etwa in der Schweiz zu leben?

Ihr Hang zur Gewalt nimmt zu. Diese Männer verlieren ihre Heimat, ihre Werte und damit auch ihre Identität. In der Schweiz haben sie keine Bedeutung mehr, müssen sich eine völlig neue Identität aufbauen. Das kann bei türkischen Immigranten verstärkt dazu führen, Gewalt im Namen der Ehre anzuwenden. Sie denken rigider und fühlen sich zugleich ohnmächtig. Wer dagegen über eine gute Position innerhalb der Hierarchie verfügt, muss keine Gewalt ausüben. Er hat es nicht nötig.

Für wie gross halten Sie das Problem bei uns in der Schweiz?

Die Gewalt basiert nicht auf einer Religion, sondern gründet in patriarchalen Gesellschafts- und Familienstrukturen. Sie kann körperlicher, psychischer, sexualisierter, sozialer oder wirtschaftlicher Art sein. Beispiele sind Schläge, Isolation, Erniedrigung, emotionale Erpressung, Kontrolle, Jungfräulichkeitstest, Einsperren, Vergewaltigung, Zwangsverheiratung, erzwungene Abtreibung, erzwungene Schwangerschaft, erzwungener Suizid oder Mord. Ich bin fest überzeugt, dass Gewalt im Namen der Ehre auch in der Schweiz praktiziert wird. Doch vermutlich versteckter als in der Türkei. Über genaue Zahlen verfüge ich nicht. Es wäre hilfreich, wenn Zahlen erhoben würden. Soweit ich weiss, tut dies die Schweiz nicht.

Wie unterscheidet sich Gewalt im Namen der Ehre von häuslicher Gewalt?

Wird die Gewalt mit der Ehre begründet, wird sie häufig von Familienmitgliedern initiiert, geduldet oder sogar vorangetrieben - also nicht nur vom Ehemann oder Vater.

Welche Rolle spielen die Mütter, zum Beispiel bei der Zwangsheirat?

Manchmal hoffen sie darauf, dass eine Zwangsheirat ihren Töchtern nützen werde. Zum Beispiel dann, wenn diese in eine wohlhabende Familie einheiraten. Andere Mütter leisten Widerstand, oft im Versteckten. Sie versuchen, ihre Töchter zu schützen. Ihnen kommt entgegen, dass die Zwangsheiraten in der Türkei tendenziell zurückgehen, vor allem in den Städten.

Wie verhält es sich damit im Ausland, in Deutschland etwa oder in der Schweiz?

Leider bleiben die Frauen oft in der eigenen Familie gefangen, psychologisch und physisch. Sie verstehen die fremde Sprache nicht, was ein enormer Nachteil ist. Ihnen fehlen auch die Freunde und die Verwandten der Heimat. Erschwerend kommt hinzu, dass der Vater als Gastarbeiter wenig Respekt geniesst und sich deshalb noch stärker auf seine Rolle als Patriarch besinnt. Die Mütter bleiben in der Wohnung gefangen, ihre Welt dreht sich nur noch um die Familie. Ihnen bleibt einzig die Kindererziehung. Das wurde mir immer wieder klar, als ich in Deutschland Kurse für türkische Familien gab. Die Väter kontrollierten, die Frauen waren ihnen stärker ausgeliefert als in der Türkei. Die Frau wird zum Instrument des Mannes.

Gewalt ist immer auch ein Ausdruck von Macht.

So ist es. In der Türkei spielt dabei der Militärdienst eine entscheidende Rolle im Leben eines Mannes. Machtausübung und Disziplin, aber auch die Unterwerfung und andere Demütigungen: All das lernen die türkischen Männer im Militär. Danach kehren sie als eine Art Staatsmänner nach Hause zurück. Sie tragen zwar keine Waffen auf sich, ver-

stehen sich aber als Soldaten, die ihre Familie schützen können und müssen. Dieser Übergang vom Jugendlichen zum Soldaten ist symbolisch hoch besetzt.

Bei Immigranten: Wie viele Generationen braucht es, bis die Söhne und Enkel in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich fähig sind, andere Beziehungen mit ihren Frauen zu leben als die Älteren?

Man nimmt an, dass Diskriminierungen für zwei oder sogar drei Generationen weitergehen. In Deutschland zum Beispiel lebt mittlerweile die dritte Generation von Türken. Auch wenn es unter ihnen Ärzte oder Anwälte gibt, sind diese noch immer in der Minderheit, vielleicht 5 Prozent. Die anderen leben so, wie ihre Väter gelebt haben, sie leiden unter mehr oder weniger sichtbaren Diskriminierungen. Sie haben die gleichen Berufe, sie leben in den gleichen Beziehungen. Zwar äussert sich die Gewalt bei dieser dritten Generation anders. Aber sie findet noch immer statt. Die Männer glauben, sie müssten so und nicht anders handeln, um sich Respekt zu verschaffen. Es fehlen ihnen andere Modelle.

Also Alternativen.

Generell gesagt: Türkische Immigranten sind gewalttätiger, als wenn sie in der Heimat leben würden. Sie glauben ihre Werte bewahren, ihre Ehre verteidigen zu müssen.

Bei Gewalt von Männern gegen Frauen: Gibt es kein ungeschriebenes Gesetz, das dies verbietet? Was ist mit Respekt? Mit Liebe?

Selbstverständlich gibt es auch in der Türkei viele Liebesgeschichten. Ich will keinesfalls den Eindruck erwecken, alle Beziehungen zwischen Mann und Frau in meiner Heimat würden auf Gewalt basieren. Die Türkei ist ein Land voller Widersprüche, in dem man alles vorfindet. Leider gehören dazu auch die von Gewalt geprägten Beziehungen.

Stehen Sie immer noch unter dem politischen Druck Ihrer Gegner?

Ja, nur bin ich damit nicht allein. Im Exil kann ich meiner Arbeit leichter nachgehen als meine Freundinnen und Freunde in der Türkei. Doch bleibt weiter offen, ob der Prozess gegen mich eingestellt wird oder nicht. Noch immer werde ich des Terrorismus verdächtigt - obwohl das Gericht mich dreimal davon freigesprochen hat. Das Verfahren dauert nun schon 13 Jahre und wird für mich zu einer anderen Art der Folter. Da bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Arbeit zu machen.

Werden Sie in Ihrer Heimat unterstützt?

Ja, sehr. Das ist wichtig für mich, denn das Exil bedeutet auch Einsamkeit. Meine Mutter ist vor kurzem an Herzversagen gestorben, sie hatte sehr an der Situation gelitten. Mein Vater ist ein bekannter türkischer Anwalt, der natürlich zu mir steht, dasselbe tut auch meine Schwester. Mit ihnen haben sich 200 andere Anwälte mit mir solidarisiert. Ich bekomme auch von meinen Freunden viel Unterstützung, erhalte Hilfe aus Deutschland oder Frankreich. Ich habe viel Glück.

Denken Sie, dass ein EU-Beitritt der Türkei die Lage der Frauen verbessern würde?

Das hängt nicht so sehr von der wirtschaftlichen, sondern von der gesellschaftlichen Entwicklung ab. Solange Neoliberalismus mit Konservatismus einhergeht, wird sich in der Türkei kaum etwas an den Geschlechterrollen verändern. Und solange der Bürgerkrieg der türkischen Regierung gegen die Kurden anhält, wird sich auch die Gesellschaft nicht öffnen. Repression und Demokratie gehen nicht zusammen.

In welchen Punkten bestätigt Frau Selek die Verhältnisse im „Regenbogen“?

Der Text zur

Hausgemeinschaft Zadruga

stammt aus einem online-Kroatien-Lexikon (<http://www.kroatien-lexikon.de/index.php/Zadruga>) und wurde gekürzt. Die Zadruga ist eine **südslawische** (nicht nur kroatische) Lebensform, die wegen ihrer Nähe zu kommunistischen Idealen im stark agrarisch geprägten Südosteuropa länger überlebt haben dürfte. Inwieweit die vertretenen Werte auch in der städtischen Gegenwart hochgehalten werden, ist eine offene Frage.

„Mit dem Einzug der Slawenstämme im 8. Jahrhundert n.Chr. wurden die Römer aus Südosteuropa verdrängt. Die bestehende Infrastruktur blieb jedoch erhalten. Durch andere Sitten und Gebräuche der Slawen ist die Lebensweise und die Lebensart der vorher von den Römern beeinflussten Bevölkerung erheblich verändert worden. Erstmals ist eine besondere, nur den Slawen eigene, strenge Organisation des Familienlebens eingeführt worden, die man als **Zadruga** (Hausgemeinschaft, Hausgenossenschaft) bezeichnet. Diese Organisation wurde im Laufe der Jahrhunderte ständig weiter entwickelt. Ihre Vorschriften fanden schließlich auch Eingang in die Gesetze der verschiedenen Länder Südosteuropas. Reste dieser typischen Lebensart blieben teilweise bis heute erhalten.

Die traditionelle Zadruga hat Ähnlichkeiten mit genossenschaftlichen Organisationen, wie sie erst Anfang des 19. Jahrhunderts im übrigen Europa gegründet wurden. Bei diesen Genossenschaften handelt es sich jedoch nur um Wertegemeinschaften (nicht um Familiengemeinschaften), die in der Regel andere Ziele als reine Wirtschaftsunternehmen verfolgt haben. Grundlegende Werte, wie Selbsthilfe, Selbstverantwortung, Gleichheit und Solidarität, hat es schon bei der Zadruga gegeben. Auch die ethischen Werte Ehrlichkeit, Offenheit, Sozialverantwortlichkeit standen im Vordergrund. <...>

Charakteristisch für die Zadruga ist der gemeinsame Besitz, die Erbregeln, eine gemeinsame Organisation der landwirtschaftlichen Tätigkeit, eine gemeinschaftliche Aufteilung der erarbeiteten Produkte und eine familiäre Eintracht als zentraler Wert. Weitere Werte sind: Ehrenhaftigkeit, hohe Moral und Gemeinsamkeit.

Der Wissenschaftler Philip Mosley hat festgestellt, daß es von Anfang an im gesamten Südosteuropa keine ethnischen Unterschiede in der Struktur der Familienhaushalte gegeben hat. Es hat nur Unterschiede bei den Religionen gegeben. Deshalb kann man davon ausgehen, daß die Zadruga viel älter ist, als die religiösen Unterschiede, die sich im Laufe der Zeit entwickelt haben.

Eine weitere Definition liefert der US-amerikanische Kulturanthropologe Joel M. Halpern, der die Lebensform der Zadruga eingehend untersucht hat. <...> Gewöhnlich sind die Vorstände der Kerneinheiten und die anderen Mitglieder durch gemeinsame Abstammung verwandt, hauptsächlich in der männlichen Linie. So kann sie in erster Linie als eine lokale Einheit betrachtet werden, die im Rahmen einer Gesellschaft besteht, die eine lineare Abstammung betont und in der die formalen Autoritätsmuster patriarchalisch ist. <...> Der männlichen Linie in der Familie wird immer der Vorrang gegeben. Der Mann hatte angeblich dickes Blut und die Frau dünnes Blut. Daraus ist der Spruch entstanden: „Dickes Blut vor dünnem Blut“. Deshalb mußte eine Verwandtschaft über Frauen nicht akzeptiert werden. Die Männer mußten verwandt sein, nur dann bestand „eine wahre Zadruga“.

Die Töchter verließen bei Heirat das Haus, denn in der Zadruga gab es keinen Platz für Schwager. Nur wenn keine Söhne, sondern nur Töchter geboren worden sind, durfte ein Schwiegersohn den Haushalt weiter führen. Wurde kein männliches Kind geboren, konnte ein Junge aber auch durch Adoption in die Familie aufgenommen werden. Daran ist zu erkennen, wie wichtig der Sohn war. Leitspruch war, daß durch ihn die „Slava Kerze nicht verlöschen“ wird.

Damit diese Kerze nicht verlöscht, mußten die Kinder früh heiraten. Wegen der hohen Sterblichkeitsrate konnte so besser dafür gesorgt werden, daß Nachwuchs geboren wurde. Nichteeliche Geburten kamen nur sehr selten vor. Für Mütter, die nichtehelich entbunden hatten sowie deren neugeborenen Kinder, gab es die Todesstrafe.

Die Minderwertigkeit der Töchter ist auch daran erkennbar, daß ein Sohn im Alter von z.B. 3 Jahren mehr Rechte in der Familie hatte, als eine Tochter. Das galt selbst dann, wenn diese wesentlich älter war als er. Die Schwester mußte dem Bruder gehorchen und ihm die Ehre erweisen. Das ging soweit, daß sie aufstehen mußte, wenn er das Zimmer betrat. Soweit diese vorhanden waren, mußte sie ihm sogar die Schuhe ausziehen.

Auch für das alltägliche Leben gab es besondere Normen. Die Ehe stand nicht im Mittelpunkt des Familienlebens, sondern ausschließlich die Beziehungen zwischen den Vätern und den Söhnen oder auch zwischen den Brüdern. Von den Frauen hatten die Mütter und Schwestern vor der eigenen Ehefrau den Vorrang. Die Situation der Ehefrau verbesserte sich erst etwas, nachdem sie einen Jungen geboren hatte. Häufig kam es auch zu Konkurrenzsituationen zwischen den Schwägerinnen. Der Sohn hatte großen Respekt vor seiner Mutter zu haben. Im Streitfall wandte er sich sogar gegen seine eigene Ehefrau. Das konnte dann soweit gehen, daß die eigene Frau verprügelt oder anderweitig bestraft wurde. Außerdem bestand eine starke Bindung zwischen den lebenden und toten Mitgliedern der Familie. Es kam nicht selten vor, daß man über zehn oder sogar mehr Generationen die Vorväter aufzählen konnte. Es galt, die Ehre dieser Vorfahren zu erhalten und sie fortzuführen. Hauptthemen waren in der selten vorhandenen Freizeit die Ahnen und Vorfahren. Über sie erzählte man sich Geschichten (natürlich nur die Guten) und hielt diese dadurch in Erinnerung.

Eine weitere allgemeine Norm wurde durch das jeweilige Alter der in der Zadruga lebenden Männer festgelegt. Die ältesten Männer in der Familie übten die Autorität aus. In der kroatischen Sprache wird heute noch ein Vorsteher, Vorgesetzter oder das Familienoberhaupt als „Starješina“ bezeichnet. Das Wort leitet sich aus der kroatischen Bezeichnung für alt (*star*) ab. Aus diesem Autoritätsprinzip sind die Vorschriften für die Nachfolge bzw. für die Erbschaft abgeleitet worden. War das Familienoberhaupt bzw. der Hausherr verstorben, wurde in jedem Fall sein ältester Bruder dessen Nachfolger und Erbe, nicht der älteste Sohn. Dieser konnte nur Nachfolger und Erbe werden, wenn kein Onkel mehr vorhanden war.“

Dörfer, welche von Zadrugas geprägt waren, lassen sich noch an patronymischen Suffixen in ihren Namen erkennen: *-ivci*, *-evci*, *-ovci*, *-inci*, *-ci*, *-ane*, *-ene*, etc.

Siegfried Kohlhammer, **Was den Erfolg ausmacht**

Warum kommen China oder Indien wirtschaftlich so voran? Und warum scheitern so viele afrikanische und islamische Länder? Es liegt weder am Klima noch am Kolonialismus, es liegt an der Kultur. Der Autor ist Publizist und Übersetzer. Sein hier leicht gekürzter Essay erschien ursprünglich in der Zeitschrift «Merkur» (Nr. 691, Nov. 2006). Der ganze Artikel ist in ILIAS abgelegt: „Kultur-Erfolg“ in „vertiefende Materialien - KeM“ -----

Ziele: Begriffe „Kulturrelativismus“ / „Kulturalismus“ verstehen und hinterfragen

Abgleich mit „Regenbogen“ vornehmen: was wird bestärkt oder bestätigt?

Die Geschichte hat in Jahrhunderten weltweiter Migration gleichsam ein Experiment durchgeführt, um den Beweis dafür zu liefern, dass Menschen gleicher Kultur in ganz unterschiedlichen Ländern ähnlich erfolgreich waren und dass Menschen unterschiedlicher Kulturen in demselben Land, unter denselben äusseren Bedingungen und bei gleichen wirtschaftlichen Voraussetzungen nicht gleich reagieren und reüssieren. Was sie mitbrachten, waren nicht das Klima und die geografische Beschaffenheit ihrer Herkunftsländer noch deren Politik und Wirtschaftssystem, sondern ihre Kultur.

Die Mehrzahl der zum Beispiel in Deutschland lebenden aussereuropäischen Einwanderer sind Muslime, kommen aus der islamischen Welt und teilen einige der für diese Kulturen spezifischen Merkmale. Hinzu kommt, dass die meisten von ihnen nicht der Mittel-, sondern der Unterschicht entstammen, speziell der konservativen ländlichen Unterschicht. An ihrem Beispiel sollen einige der kulturellen Faktoren aufgezeigt werden, die wirtschaftlichen und Integrationserfolg oder Misserfolg beeinflussen können.

Zu den Schlüsselindikatoren für gelingende Integration gehören Mischehen (das gilt natürlich für die Einwanderer wie die sie aufnehmende Gesellschaft). Im Fall der Muslime stehen dem nun einige Faktoren entgegen: Zunächst erlaubt der Islam nur den muslimischen Männern, eine nicht-muslimische Partnerin zu heiraten; den Musliminnen ist die Heirat mit einem Nichtmuslim untersagt. Damit ist ein Grossteil der Immigranten von dieser Form der Integration ausgeschlossen. Gewiss werden sich nicht alle an dieses Gebot halten, aber nicht nur der religiöse, sondern auch der familiäre Druck weist in diese Richtung. Die konservativen Muslime erwarten, dass die Frau zu Hause bleibt und keiner anderen Arbeit als der Hausarbeit nachgeht. Damit ist die Beschäftigungsquote der Muslime von vorneherein reduziert, auch wenn es viele Ausnahmen gibt. Das bedeutet aber auch ein geringeres Familieneinkommen: Das Familieneinkommen der Chinesen in den USA war unter anderem deshalb so überdurchschnittlich hoch, weil die Frauen meist berufstätig waren. Mit der Begrenzung auf das eigene Heim ist den Frauen zugleich einer der wichtigsten Integrationsorte versperrt: der Arbeitsplatz. Die Erziehung der Kinder erfolgt traditionellerweise durch die Frau, je geringer die Integration der Frau, desto geringer sind gemeinhin die Integrationschancen der Kinder.

Die Überwachung und Kontrolle der Frauen als Träger der Ehre des Mannes und der Familie, die inferiore Stellung der Frau im Islam und in den islamischen Kulturen differieren erheblich von der in den meisten europäischen Ländern geltenden Rolle der Frau. Daraus können sich Friktionen ergeben, sowohl was die Geltung heimischen Rechts und den Schulunterricht anbelangt, wie auch Friktionen, was das Verhältnis der Muslime zu den auf Gleichberechtigung pochenden europäischen Frauen anbelangt: am Arbeitsplatz, als Vorgesetzte, in der Freizeit - und was das Verhältnis zu den deutschen Männern anbelangt, die als ehrlos verachtet werden können, weil sie es an der gebotenen Ungleichbehandlung und Kontrolle der Frau fehlen lassen.

Einen entscheidenden negativen Faktor bei der Integration - und im wirtschaftlichen Handeln - bedeutet der Familiarismus der konservativen muslimischen Einwanderer: Das Wohl der Familie und der Nutzen für die Familie sind die obersten Werte, denen sich alle

anderen gesellschaftlichen Werte, Gesetze und Regeln unterzuordnen haben. Das fördert Nepotismus, Korruption und generell die Missachtung der meritokratischen Prinzipien und der egalitären Gesetze, wie sie die Mehrheitsgesellschaft vertritt.

Die Gesetze und die Polizei des Aufnahmelandes werden nicht als gemeinsamer Schutz aller gesehen, sondern als Eingriffe und Übergriffe von aussen. Familiarismus schafft so eine Doppelmoral, isoliert sozial und verhindert das für Integration wie Wirtschaftsaktivitäten wichtige Vertrauen. Wenn Vertrauen nicht über den Rand der Familie oder Sippe hinausreicht, wird Kooperation mit anderen erschwert. Misstrauen und Verschwörungsdenken dominieren im Verhältnis nach aussen. Ökonomisches Handeln ist zu einem wesentlichen Teil kooperieren mit familienfremden anderen, und je mehr ich diesen Fremden vertraue und vertrauen kann, desto reibungsloser und erfolgreicher wird mein ökonomisches Handeln sein. Kulturen wie die islamischen oder lateinamerikanischen, in denen, aus was für Gründen auch immer, der Radius des Vertrauens sehr gering ist, sind wirtschaftlich benachteiligt.

Ein weiterer zentraler kultureller Faktor ist die Lernbereitschaft einer Kultur, ihre Rezeptivität anderen Kulturen gegenüber. Die traditionelle islamische Gesellschaft versteht sich als die beste aller Gemeinschaften, sie hat von anderen Kulturen nichts mehr zu lernen. Diese kulturelle Arroganz stellt ein wichtiges Integrationshindernis dar und hat auch negative wirtschaftliche Folgen. Zwar haben auch die traditionellen muslimischen Familien oft eine positive Einstellung zu Schule und Lernen, aber dabei geht es um die orthodoxen, approbierten Inhalte, die die eigene Kultur und Religion vermitteln und bestätigen. Es geht um den Koran, die Prophetenworte und um die ruhmreiche arabische oder türkische Geschichte.

Die These, dass Kultur ein wichtiger Faktor bei der Integration von Einwanderern ist, bei ihrem wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg und bei der wirtschaftlichen wie politischen Entwicklung der Nationen, scheint ein plausibler und empirisch ausreichend belegter Gedanke zu sein. Wie kommt es, dass der Kulturalismus - so wird diese These von ihren Gegnern genannt - einerseits so lange vernachlässigt wurde und andererseits so polemisch kritisiert wird?

Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierten hier zwei Denkweisen: der Kulturrelativismus und der Kulturalismus. Die Grundlage für den Kulturrelativismus bildet der Grundsatz: «Alle Kulturen sind von gleichem Wert und erfüllen im Grossen und Ganzen überall dieselben Aufgaben.» Dies war seit dem Zweiten Weltkrieg das dominierende Paradigma, das auch offiziell - zum Beispiel durch die Unesco - gefördert wurde. Kultur löste Klima und Rasse als Erklärungsmuster für die Unterschiede unter den Völkern ab, aber unter der Bedingung der Gleichwertigkeit aller Kulturen, wo-raus dann notwendig zu folgen schien, dass alle Kulturen auch allen wichtigen Zielen gleicher-massen gut dienen konnten - also etwa Zielen wie der Abschaffung des Hungers, dem Schutz vor Krankheiten und willkürlicher Gewalt, kurzum: den in der Uno-Menschenrechts-erklärung festgehaltenen Postulaten.

Die Ethnologie vertrat einen Kulturrelativismus, den man eigentlich besser einen Kulturabsolutismus nennen sollte, da er die Kulturen voneinander isolierte und in ihrem Geltungsanspruch verabsolutierte. Wahr und falsch, gut und schlecht, schön und hässlich, reich und arm, krank und gesund - alles war relativ zur Kultur einer Gesellschaft und nur innerhalb ihrer selbst zu beurteilen, nicht nach allgemeinen, universalen Massstäben, die es für die Kulturrelativisten prinzipiell nicht geben konnte. Wenn wir Kulturen daraufhin untersuchen, wieweit sie Wohlstand und Wohlergehen der Menschen, Freiheit und Menschenrechte fördern oder hemmen, so können wir deutliche Unterschiede zwischen den Kulturen feststellen und sie unter diesem Aspekt bewerten. Ja wir müssen es tun, wenn wir an Veränderungen zum Besseren interessiert sind. Diese Veränderungen zum Besseren können von aussen zwar gefordert und gefördert werden, im Wesentlichen jedoch können sie nur von den betreffenden Kulturen selber geleistet, aber nicht von aussen erzwungen werden. ·

Ich bin jung, ich bin erfolgreich, ich bin Albaner.

Warum es nur wenige in der Schweiz schaffen. Und viele nicht.

von Martin Beglinger, © Das Magazin 39 / 2007, 29. 09., Ss. 16 ff.

Fragt man in der Schweiz nach Erfolg und seinen Ursachen, dann kommt sehr rasch eine Gegenfrage: Was heisst schon Erfolg? Sicher, es gibt depressive Professoren und zufriedene Coiffeusen, und es muss auch nicht zwingend erfolglos sein, wer nicht erfolgreich ist. Doch man kann den Begriff auch endlos zerreden, um gar nicht über Erfolg - und Misserfolg - reden zu müssen.

«Spielt der Pass eine Rolle?», fragt der Ökonom Markus Schneider in seinem brillanten Buch «Klassenwechsel. Aufsteigen und Reichwerden in der Schweiz: Wie Kinder es weiterbringen als ihre Eltern» (Echtzeit-Verlag). Die Antwort heisst: ja. «Aber die Trennlinie verläuft nicht zwischen Inländern und Ausländern, sondern je nach Nationalität.» Für Italiener, Franzosen, Spanier und Deutsche bietet die Schweiz «beste Chancen», zunehmend auch für Inder und Chinesen, so Markus Schneiders Fazit. Doch für Serben, Türken und Albaner sieht es deutlich weniger gut aus.

Warum das so ist, darüber wird allerdings auffallend selten debattiert. Und wenn, dann steht man rasch im Minenfeld der politischen Korrektheit, das die hiesigen Rassismuskommissionen abgesteckt haben. Diese wittern bereits verkappten Rassismus, wenn etwa der Autor Siegfried Kohlhammer schreibt: «Erfolg und Misserfolg der Einwanderer hängt weniger davon ab, wie man auf sie im Gastland reagiert, sondern davon, wie sie auf das neue Land reagieren, wie sie dort agieren. Und das hängt wesentlich von ihrer Kultur ab.»*

Doch was meinen die Einwanderer selber dazu?

Für niemand scheinen derzeit die Zeichen schlechter zu stehen als für die zweihunderttausend Kosovo-Albaner, die nach den Italienern (zweihundertneunzigtausend Personen) mittlerweile die zweitgrösste Migrantengruppe in der Schweiz sind. Ist von ihnen in der Öffentlichkeit die Rede, dann fast immer schlecht, nämlich in der Regel in den Polizeinachrichten. Die üblichen Ausnahmen sind die beiden (eingebürgerten) Nationalfussballer Valon Behrami und Blerim Dzemaili. Doch es gibt sie, die erfolgreichen Kosovo-Albaner in der Schweiz, und nicht nur dort, wo sie unter sich geschäften, zum Beispiel in der blühenden Reisebranche. Fündig sind wir schnell geworden, und getroffen haben wir schliesslich eine Ökonomin, zwei Ärzte, einen Juristen, zwei Studentinnen und einen Gastronomen/Informatiker.

Die sieben kennen sich nicht oder bestenfalls flüchtig. Alle sind sie froh, dass es hier für einmal nicht um albanische Raser, albanische Dealer, albanische Mörder geht, und trotzdem hat sich niemand von ihnen um Publizität gerissen. Denn die sieben mögen nicht als Muster-Albaner im Schaufenster stehen, die alles besser wissen und alles besser machen und sich über den Rest ihrer zweihunderttausend Landsleute stellen. Wenn sie eines in der Schweiz sehr rasch verinnerlicht haben, dann die Tugend der Bescheidenheit.

Shqiponja Isufi, 26, ist Doktorandin in Ökonomie und arbeitet als Assistentin an der Universität Zürich. Ihre Eltern haben beide in Pristina studiert und waren in den Achtzigerjahren in die Schweiz geflüchtet. Shqiponja Isufi zog erst 1990 mit neun Jahren zu ihren Eltern nach Emmen. Nach drei Jahren Sekundarschule wechselte sie ans Gymnasium, machte dann die Matura und studierte Wirtschaft.

Ibrahim Kastrati, 33, führt das Café Handelshof im Zürcher Kreis 1, ein hipper Bankertreff, in dem nonstop die Börsenkurse über den Flachbildschirm laufen. Sein Vater war 1977 als Saisonnier in die Schweiz gekommen, die Mutter arbeitete als Magazinerin. Ibrahim, das älteste von fünf Kindern, zog erst 1990, im Alter von 16 Jahren, zu seinen Eltern, obwohl er lieber in Kosovo geblieben wäre. In Basel besuchte er eine Privatschule, bildete sich zum Netzwerk-Supporter und Grafiker aus, wurde dann selbstständiger Informatiker und gründete eine Werbeagentur. Vor einem Jahr hat er zudem das Café Handelshof übernommen und umgebaut.

Shqipe Bajrami, 31, Studentin, ist das älteste von sechs Kindern eines Schuldirektors, der 1994 aus Kosovo floh und politisches Asyl in der Schweiz erhielt. Sie selber, die ein Universitätsstudium in Pristina begonnen hatte, kam 1996 im Alter von 20 Jahren, zusammen mit der restlichen Familie, zu ihrem Vater nach Chur. Nach diversen Sprachkursen holte sie in Freiburg die Schweizer Matura nach, weil die albanische hier nicht anerkannt wird, und begann in Zürich Germanistik und Völkerrecht zu studieren. Nebenbei arbeitet sie als Dolmetscherin.

Ilir Daljipi, 30, ist angehender Anwalt in Zürich und hat während seines Praktikums am Bezirksgericht Zürich des Öftern den Spruch gehört, er sei der einzige Albaner auf dieser Seite des Gerichts. Sein Vater war 1980 als Gastarbeiter aus Mazedonien in die Schweiz gekommen, Ilir Daljipi zog im Alter von zwei Jahren nach Zürich. Nach der Sekundarschule wechselte er an die Kantonsschule und studierte anschliessend Jus.

Florim Cuculi, 30, ist Assistenzarzt und will Kardiologe werden. Sein Vater kam in den Achtzigerjahren als Bauarbeiter aus Mazedonien in die Schweiz. Seine Mutter ist Hausfrau. Mit 14 Jahren wurde Cuculi von den Eltern nach Wikon LU geholt, eher gegen seinen Willen, weil er fürchtete, in der Schweiz nie Arzt werden zu können. Er machte die Sekundar- und Bezirksschule, nach der Matura studierte er Medizin. Cuculi war für mehrere Praktika in den USA.

Ylfete Fanaj, 25, Studentin, lebte mit ihrer älteren Schwester bei ihrer Grossmutter, als sie 1991 mit neun Jahren zu ihren Eltern und drei Geschwistern aus einem kosovarischen Dorf nach Sursee zog. Ihr Vater war Arbeiter in einer Brauerei, die Mutter ist Hausfrau. Nach der Sekundarschule und einer KV-Lehre machte Ylfete Fanaj die Berufsmatura. Heute studiert sie an der Hochschule für Soziale Arbeit in Luzern, arbeitet Teilzeit, sitzt neuerdings für die SP im Luzerner Stadtparlament und kandidiert auf deren second@s-Liste für den Nationalrat.

Besnik Abazi, 43, ist Oberarzt. Der Sohn eines Lehrers floh 1991 als soeben ausgebildeter Mediziner aus Kosovo, um der Zwangsrekrutierung durch die jugoslawische Armee zu entgehen. In der Schweiz begann er als Krankenpfleger und bildete sich später zum Facharzt für Psychiatrie weiter. Heute arbeitet er als Oberarzt bei den Externen Psychiatrischen Diensten des Kantons Basel-Landschaft in Liestal.

1. Das Glück

Kaum ein Gespräch beginnt ohne die Vorbemerkung, dass es kein Gesetz des Erfolgs gibt. Aber es gibt Spuren, Muster, Konstellationen. Und Sackgassen. Starten wir mit der banalsten Erklärung: Glück. «Ich hatte das Glück, im Jahr 1991 noch ohne Visum als Tourist einreisen zu können», sagt der Oberarzt Abazi. Und er war zum Glück im richtigen Moment am richtigen Ort, um seinen Vorgesetzten während der Arbeit und in Notfallsituationen zu beweisen, dass er mehr ist als ein tüchtiger Pfleger.

Die Ökonomin Isufi sagt ähnlich wie Abazi: «Zum Glück sind wir 1990 kurz vor der grossen Welle von Kosovo-Albanern in die Schweiz gekommen.» Der Jurist Daljipi: «Mein Glück war, dass ich zufällig in Zürich-Wollishofen in einem Quartier mit einem kleinen Ausländeranteil aufgewachsen bin und es wenig Fremdsprachige in meiner Klasse gab. So lernte ich besser Deutsch.» Vom Glück, die «richtigen» Gene aus dem grossen Genpool erwischt zu haben, spricht niemand. Auch sonst ist wenig vom Glück, also vom Zufall die Rede, denn Glück erklärt nicht viel.

2. Der Wille

Wesentlich öfter fallen in den sieben Begegnungen Begriffe wie Fleiss, Biss und Durchhalte-wille. Und mehr als einmal ist zu hören, man habe eben «die schweizerische Arbeitsmen-talität verinnerlicht, also Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Verantwortung» (Oberarzt Abazi). Auf die Frage nach den Gründen für seinen Erfolg sagt der Gastronom und Informatiker Kastrati mit einem Lächeln: «Schaffe, schaffe! Ich stehe um fünf Uhr auf und arbeite bis 22 Uhr, sieben Tage pro Woche. In den letzten zehn Jahren habe ich nie mehr als drei Wochen Ferien gemacht.» Studentin Bajrami: «Ich wusste von Anfang an: Um als Albanerin in der Schweiz Erfolg zu haben, muss ich doppelt so viel arbeiten wie die Schweizer.» Sie erhielt

zwar ein Stipendium, aber sie ging auch Büros putzen, um ihr Studium finanzieren zu können. Später arbeitete sie ausschliesslich als Dolmetscherin.

Oberarzt Abazi: «Dass ich nicht gleich eine Stelle als Arzt fand, war eine schwere Enttäuschung für mich. Aber ich wollte unbedingt in einem Spital arbeiten, egal, in was für einem Job, ich hätte auch in der Küche gearbeitet, Hauptsache, es war in einem Spital. Als ich Pfleger auf der Psychiatrischen Klinik wurde, eigentlich nicht mein medizinisches Wunschgebiet, schaute ich jeden Tag auf die Parkplätze der Tagesärzte und fragte mich: Wann wird mein Auto einmal dort stehen?» Er musste dreieinhalb Jahre warten und sich bewähren, bis er sich mit Erfolg um eine Stelle als Arzt bewerben konnte.

Die Ökonomin Isufi: «In der Sekundarschule habe ich sehr viel gelernt, weil ich am Anfang grosse Angst hatte, ich würde nicht bestehen. Ich war ehrgeizig und bin es noch, aber ich habe mich nie dafür geschämt, dass ich etwas erreichen will. Die Schweizer Kinder lernen natürlich auch, nur geben sie es nicht gern zu. Sie exponieren sich nicht, um nicht als Streber zu gelten. Und was würden sie sagen, wenn sie ihr Ziel einmal verpassen?»

Der angehende Kardiologe Cuculi: «Als Jugendlicher musste ich dauernd beweisen, dass ich als Albaner kein «Böser» bin, um überhaupt erst vorgelassen zu werden. Unser schlechtes Image hat mich am Anfang enorm gestresst. Ich wollte allen zeigen, dass es auch andere Albaner gibt. Das war ein starker Antrieb für mich.»

Der Jurist Daljipi: «Wenn ich Albaner am Gericht treffe, freuen die sich oft sehr, dass ich es so weit gebracht habe. Sie hätten zwar auch gern solchen Erfolg, doch fehlt ihnen die Bereitschaft, den Tribut dafür zu bezahlen: lernen, bescheiden leben, mit Druck umgehen können.»

3. Die Familie

Glück und Fleiss allein nützen wenig ohne Unterstützung. Das betonen alle. Die erste, vielleicht die wichtigste Hilfe kommt aus der eigenen Familie, so oder anders oder eben gar nicht. Auf jeden Fall stellen die Eltern zentrale Weichen. Wie sie dies tun, hängt meistens davon ab, ob sie «bildungsnahen» (und oft städtischen) oder «bildungsfernen» (ländlichen) Schichten angehören, wie sich die Bildungsforscher ausdrücken. Drei unserer sieben Gesprächspartner stammen aus bildungsnahen Familien. Deren Eltern sind, wie etwa der Schuldirektor Bajrami, typischerweise als politische Flüchtlinge in die Schweiz gekommen und nicht als Saisoniers, und «sie unternehmen alles, um uns Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen», wie Shqipe Bajrami sagt. «Mein Vater hat für uns Kinder sofort eine kleine Bibliothek mit deutschsprachigen Büchern angelegt, weil er weiss, wie wichtig die Sprache ist»; ein Musterbeispiel für die vielfach belegte Erkenntnis, dass jene Kinder sehr viel häufiger Schulkarriere machen, deren Eltern dies schon taten, egal in welchem Land.

Der Grossteil der hier lebenden Kosovo-Albaner stammt hingegen aus ländlichen (Arbeiter-) Schichten, denen Bildung ziemlich fernliegt. Sie sind einer traditionalistischen Kultur verhaftet, in der Ehre und Stolz und vor allem das Wort des Patriarchen zählen. Das Interesse der Grossfamilie steht meistens über jenem des Individuums. «Erfolg heisst für sie, wenn etwas gut für die Familie und gut für die Nation ist», sagt Oberarzt Abazi. So hoffen noch immer viele Eltern, dass ihre Kinder nicht etwa eine möglichst gute Ausbildung machen, sondern dass sie möglichst bald eine Arbeit finden, damit ein zusätzlicher Lohn in die Familienkasse fliesst, welche auch die mitunter mehr als hundertköpfige Grossfamilie in der Heimat subventioniert. Das hier verdiente Geld wird in erster Linie in Autos, Hochzeiten und Häuser in der Heimat gesteckt, aber kaum je in die Bildung.

Die bildungsfernen Eltern der erfolgreichen Söhne und Töchter haben dieses Muster durchbrochen. Der Gastronom Kastrati erzählt: «Als ich mit 16 nach Basel kam, ging ich zuerst in die Migros-Sprachschule und dann drei Jahre lang an eine Privatschule. Das kostete fast 1000 Franken pro Monat, sehr viel Geld, aber meine Familie hat mich unterstützt, wobei ich selber am Abend noch arbeiten ging.» Warum seine Eltern dies taten, liegt wohl an einer verlorenen Illusion. Die erste Generation, die zwanzig oder dreissig Jahre im Dauerprovisorium Schweiz gelebt hat, beginnt sich von der Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat zu verabschieden. Und erst recht die folgenden Generationen. Ibrahim Kastrati sagt: «Für

meine Eltern ist ebenso klar wie für mich, dass wir in der Schweiz bleiben. Sie haben begriffen, dass es nichts bringt, alles Ersparte in ein Haus in Kosovo zu investieren, wenn sie doch nur zweimal pro Jahr darin wohnen können. Für die paar Feriennächte gehen sie gescheiter ins Hotel. Das Geld hier zu investieren bringt mehr.»

Die grössten Hürden des albanischen Traditionalismus haben nicht die Söhne zu überwinden, sondern die Töchter. Sie sollen mit 20 Mütter werden und nicht Studentinnen. Wer mit 25 noch immer ledig und ohne Kinder ist, fällt aus dieser Sicht vollends aus der Rolle. Ylfete Fanaj, die Studentin an der Luzerner Hochschule für Soziale Arbeit: «Als ich 17, 18 Jahre alt war, wurden meine Eltern von Anfragen aus Kosovo überrannt, mich zu verloben und dann zu verheiraten. Hätte mein Vater damals Ja gesagt wie so viele andere Väter, wäre mein Leben sicher ganz anders verlaufen. Doch er hat alle Anfragen abgewimmelt. Für meine Eltern stand fest, dass Heiraten nicht infrage kam, solange ich mit der Lehre nicht fertig war, und da war ich 21. Mit dem KV-Abschluss hatte ich von all meinen Cousins und Cousinen den höchsten Schulabschluss, und darauf waren meine Eltern stolz. Zugleich spürten sie den Druck aus der Verwandtschaft: Was macht deine Tochter? Warum heiratet sie nicht? Alles dreht sich immer um die Familienehre. In Kosovo hat nie jemand nach meinen Leistungen in der Schule gefragt, alle wollten nur wissen, ob ich endlich einen Freund habe. Innerhalb meiner Verwandtschaft sind meine Eltern die Einzigen, die nicht mehr in diesen Mustern denken. Doch dafür habe ich mich auch eingesetzt, das kam nicht von gestern auf heute.»

Auch in Akademikerfamilien drücken diese Vorstellungen gelegentlich noch durch. Die Ökonomin Isufi erzählt: «Ich passe nicht in die Frauenschublade der Kosovaren, weil mir Bildung wichtiger ist als die Gründung einer Familie. Wenn meine Mutter mit diesen Vorstellungen konfrontiert wurde, sagte sie immer: «Kümmert euch um eure Kinder und ich mich um meine.» Die meisten meiner Landsleute stecken ihr Geld in ein Haus, in die Hochzeit und ins Auto. Dementsprechend sieht Kosovo im Sommer jeweils aus wie der Genfer Autosalon, aber Investitionen in die Bildung sieht man eben nicht sofort. Dass ich, als 26-jährige Doktorandin, kein eigenes Auto habe und auch keine teuren Kleider trage, das ist für viele unbegreiflich. Ich erhielt auch viel mehr Gratulationen, nachdem ich die Autoprüfung geschafft hatte, als zur bestandenen Matura. Wenn ich mit den Leuten über solche Dinge zu reden versuche, dann sagen die nur: Hör auf, du hast zu viel studiert! Ich habe es aufgegeben, andere Leute ändern zu wollen. Ich mag ja meine Cousins, aber die Diskussionen über ihre Frauenbilder trieben mich nur noch in die Flucht. Ich habe aufgehört damit.»

4. Die Schule

Die Theorie besagt, dass bessere Aufstiegschancen hat, wer hier geboren und eingeschult wird. Und dass handkehrum nichts schwieriger ist als ein Nachzug in die Schweiz mitten in der Pubertät, weil der Kulturschock die Jugendlichen zwischen Stuhl und Bank treibt. Die Erfahrung dieser sieben Erfolgreichen ist, Zufall oder nicht, eine andere. Nur ein Einziger, der Jurist Daljipi, wurde hier eingeschult, in Zürich-Wollishofen. Die Praxis der andern widerspricht der Theorie.

Assistenzarzt Florim Cuculi sagt: «Der Wechsel mitten in der Pubertät war tatsächlich ein Schock. Ich selber wäre ja lieber in Mazedonien geblieben. Hier wollte man mich erst in die Realschule schicken, weil ich, damals 16-jährig, kein Wort Deutsch sprach. Sie schickten mich schliesslich in die Sekundarschule, weil ich sehr gut in Mathematik war. Ich erhielt neun Stunden Stützunterricht pro Woche und büffelte fünfzig neue Wörter pro Tag.»

Zu ihrer Schweizer Schulerfahrung sagt Shqiponia Isufi, die Ökonomin: «Ich sprach kein Wort Deutsch, als ich hier in der dritten Klasse in Emmen eingeschult wurde, doch ich erhielt sofort sehr guten Stützunterricht in Deutsch. Am Ende der sechsten Klasse wollte mich mein Lehrer in die Real schicken, doch mein Vater sagte, mit diesen Noten müsse ich ins Gymnasium. Am Schluss ging ich in die Sek. Wie oft hatte ich von meinem Primarlehrer gehört: lieber eine gute Real- als eine schlechte Sekundarschülerin. Aber das ist falsch. In der Praxis zählt die Sek mehr.»

«Ich bin nicht sicher», fährt Shqiponia Isufi weiter, «ob ich es damals ohne Unterstützung meines Vaters geschafft hätte, denn selber war ich damals eher schüchtern. Meine Sekundarlehrer hingegen haben mich sehr unterstützt, und es war keine Frage, dass ich an die Kantonsschule wechseln konnte. Von den zweitausend Kantonsschülern waren sechs Albaner. Das heisst übrigens nicht, dass alle die Matura machen und studieren müssen. Ich mag es auch nicht, wenn jetzt alle Verwandten ihren Kindern sagen: Werdet wie Shqipe und geht an die Universität! Was für mich gut ist, muss nicht für alle andern gut sein. Man muss das tun, was man gerne tut, dann macht man es auch gut.»

Shqiponja Isufi genoss einen grossen Vorteil, den manche andere albanische Kinder nicht haben: die Unterstützung bei den Hausaufgaben durch ihre Mutter. Diese Hilfe fehlt vielen albanischen Kindern, was zum einen an Sprachschwierigkeiten und Desinteresse der Eltern liegt, oft aber auch schlicht an fehlender Energie nach acht Stunden Fabrikarbeit.

Illir Daljipi zählt zu den wenigen, der auch ohne elterlichen Support in der Schule reüssiert hat: «Ich habe mich immer allein organisiert und wollte schon nach der sechsten Klasse ins Gymnasium. Doch meine Eltern vertrauten der Lehrerin, und die hatte mich für die Sekundarschule vorgesehen. Das war eine verpasste Chance. Auch dass ich später an die Kantonsschule wechselte, tat ich aus eigenem Antrieb. Da vertrauten die Eltern dann mir.»

Ähnlich sind die Erfahrungen, welche die Luzerner Studentin Ylfete Fanaj gemacht hat: «Ich hatte sehr gute Noten in der Primarschule und ging dann - als einzige Kosovo-Albanerin - in die Sekundarschule, obwohl ich sicher bin, dass man eine Schweizer Schülerin mit den gleichen Noten ins Gymi geschickt hätte.» Als bewusste Diskriminierung empfand sie das nie, gleichwohl bezweifelt niemand der sieben, dass der schlechte Ruf die Chancen ihrer Landsleute drückt. Auch die Erfolgreichen machen mitunter diskriminierende Erfahrungen: Oberarzt Besnik Abazi: «Ich spüre das zum Beispiel am Zoll oder bei Polizeikontrollen. Man wird oft geduzt und eher abschätzig behandelt, bis ich mich als Arzt zu erkennen gebe. Dann sind die Leute ganz plötzlich freundlich.» Shqiponia Isufi, die Ökonomin, hat selber nie offene Ablehnung in der Schweiz erlebt, «doch es gibt sicher Grenzen für Leute, die nicht Meier oder Müller heissen». Solche unsichtbaren Mauern hat zum Beispiel die Cousine von Florim Cuculi erfahren, wie der Luzerner Assistenzarzt erzählt. «Sie ist intelligent, hat auch keine violett gefärbten Haare» (Cuculi), doch es gab Lehrstellen, für die sie sich nur unter falschem Schweizer Namen und nicht mit ihrem eigenen albanischen hätte vorstellen können. Dass es eine grosse Rolle spielt, ob sich ein Afrim oder ein Peter bewirbt - und zwar bei gleichen Noten - haben Studien längstens belegt.**

Liegt der fehlende (berufliche) Erfolg also doch an der Diskriminierung? Zum Teil, meinen die Erfolgreichen, aber eben nur zum Teil. «Es existiert auch eine relativ weit verbreitete Opfermentalität unter den Kosovo-Albanern», sagt Oberarzt Abazi, was wenig verwunderlich ist mit einer generationenlangen Erfahrung serbischer Unterdrückung. Doch Shqiponja Isufi sagt: «In der Schweiz kann es schon mal eine faule Ausrede sein, wenn jemand sagt: «Weil ich Kosovo-Albaner bin, habe ich keinen Erfolg.» Man muss sich immer auch fragen, was man bei sich selber ändern kann und nicht erst nach der hundertsten Absage realisieren, dass man mit Notendurchschnitt 4 in der Sek B keine KV-Lehrstelle erwarten kann.»

Ähnlich Ylfete Fanaj, die Studentin an der Luzerner Hochschule für Soziale Arbeit: «Wenn jemand dauernd sagt, als Albaner werde er in der Schweiz eh nur diskriminiert, dann kann das auch zur Prophezeiung werden, die sich selber erfüllt. Doch man muss den Jugendlichen helfen, aus ihrer Opferhaltung herauszukommen. Wer lehrt sie, an sich selber zu glauben und Eigenverantwortung zu übernehmen? Dieses Denken wird leider nicht gefördert.»

5. Die Abnabelung

In jedem der sieben Gespräche steht man irgendwann vor der Frage: Fühlen sich diese erfolgreichen Albaner überhaupt noch als Albaner? Oder haben sie sich angepasst? Ist Assimilation der Preis für Erfolg in der Schweiz? Rasch wird eines aus den Antworten klar: Assimilation ist auch unter den Erfolgreichen ein ungeliebter Begriff, weil er für alle eine Opferung der eigenen Kultur bedeutet, ein Kappen der Wurzeln, im Grund eine Kapitulation.

Und deshalb will es niemand so nennen, auch wenn real genau dies passiert: eine Annäherung an die Mehrheitsgesellschaft und zugleich eine gewisse Distanzierung vom eigenen Milieu. Diese ist allerdings weder einseitig noch erzwungen. Den Erfolgreichen ist der Ausbruch aus dem Gehäuse des Traditionalismus gelungen. Sie haben die neue Gesellschaft und Kultur schätzen gelernt, ohne die alte unbedingt zu verdammen.

Eine Nagelprobe dafür ist die Partnerwahl. Muss der Ehemann oder die Ehefrau Albaner sein? Für alle sieben ist klar: Er oder sie muss nicht. Jeder soll frei entscheiden, Zwang darf es keinen geben. Das sagen nicht nur die erfolgreichen Jungen, sondern auch deren Eltern, obschon die Vorstellung von Schweizer Schwiegertöchtern und -söhnen längst nicht allen leicht fällt. Aber sie akzeptieren die Möglichkeit.

Ylfete Fanaj, die Luzerner Studentin meint: «Assimilation fände ich falsch, weil ich nicht alle meine alten Werte verlieren möchte. Doch es ist schon so: Die Erfolgreichen haben sich stärker der Schweizer Mentalität angepasst als andere. Aus meiner Sicht musste ich aber nichts opfern, ich habe einfach andere Sichtweisen kennengelernt. So denke ich heute mehr an meine eigenen Bedürfnisse als an die meiner Herkunftsgemeinschaft. Auch mein Frauenbild hat sich verändert. Vieles hängt von einem selber ab, das sage ich auch oft meinen Cousinen. Man muss seine Rechte einfordern, sich wehren. Wer nicht dafür kämpft, bekommt sie nicht geschenkt.»

«Noch schwieriger wäre es für mich gewesen», fährt Ylfete Fanaj fort, «wären meine Eltern nicht mit der Zeit offener geworden. Aber auch sie sagen mir immer: «Vergiss nicht, wo deine Wurzeln sind.» Das will ich auch gar nicht. Aber es ist trotzdem sehr wichtig, dass Kosovaren nicht nur Kosovaren als Freunde haben. Ihre besten Freunde sollten wenn möglich auch Schweizer sein, denn sie bringen eine andere Welt ein. Ich glaube, dass sich Kosovaren nicht progressiv entfalten können, wenn sie traditionell erzogen wurden und nur unter sich bleiben. Natürlich will ich in Kontakt mit meinen Verwandten bleiben, nur lasse ich mir nicht von ihnen vorschreiben, wie ich mein Leben führen soll.»

Ilir Daljipi, der Jurist: «Meine besten Freunde waren immer Schweizer, was damit zu tun hat, dass ich in den Schulen immer der einzige Albaner war. Albanische Kollegen habe ich erst wieder beim Studium an der Uni kennengelernt. Ich bin seit zehn Jahren Schweizer Bürger und fühle mich auch grösstenteils als Schweizer, obwohl ich mich keinesfalls gegenüber meinen Landsleuten abheben oder sie beleidigen möchte, wenn ich das sage. Viele junge Albaner haben den Mut nicht, die traditionellen Strukturen aufzubrechen, weil sie die Konsequenzen fürchten. Das kann ich auch gut verstehen, denn ich habe doch einiges am Bezirksgericht gesehen.»

«Schwer zu sagen, ob ich ein typischer Albaner bin», meint Gastronom und Informatiker Kastrati. «Ich habe zwar in Basel einen albanischen Fussballklub gegründet, den FC Dardania, doch selber bin ich fast nie mit Albanern zusammen. Ich ging schon immer lieber ins Kaufleuten als in eine albanische Disco. Zur Arbeit fahre ich mit dem Tram. Was soll ich mit dem alten Audi im Stau stehen, wenn ich im Zug arbeiten kann?»

Die Ökonomin Isufi: «Ich wähle meinen Partner unabhängig von Nationalität, Haut- und Haarfarbe, vermute allerdings, dass ein Schweizer eher meiner Lebensphilosophie entspricht. Eine Zeitlang lehnte ich die ganze albanische Kultur als rückständig ab. Im Vergleich zu mir ist mein Vater viel stärker Kosovare geblieben. Tief in mir drin bin ich eine Luzernerin.»

«Mein Vater hat uns Kindern immer gesagt: Lebt möglichst so, wie man hier lebt», erinnert sich die Germanistikstudentin Bajrami. «Er ist dem Land sehr dankbar, dass es uns aufgenommen hat. Weil wir seit elf Jahren nicht mehr in Kosovo waren, könnte man meinen, wir gehörten nun zur Schweiz. Dabei ist es so, dass wir zur schweizerischen wie zur albanischen Gesellschaft gehören, aber zu keiner ganz. Wir leben im Spagat.»

Der Oberarzt Abazi: «Auch ich lehne Assimilation ab, weil das hiesse, die gesamte eigene Tradition aufzugeben. Wichtig ist, dass die Leute nicht im eigenen Getto leben. Diese Tendenz ist zwar am Abnehmen, aber noch immer verkehrt mindestens die Hälfte der Albaner in der Schweiz ausschliesslich mit eigenen Landsleuten.»

Je grösser die Gemeinschaft, umso einfacher lässt sich untereinander bleiben. Die 200 000 Albaner leben hier in vielen kleinen Kosovos. Der Bruder holt den Schwager, dann den Cousin, die Cousine, die Enkel, und alle aus der gleichen heimatlichen Ecke, eine Kettenwanderung. So kennt man die Leute, die Sprache, die Sitten, und nicht selten geben sich diese Emigranten kosovarischer als in der Heimat selber. Aus Verunsicherung, zum Schutz, aus Trotz igeln sich viele im Traditionalismus ein. Diese «Reethnisierung», wie sie die Migrationsforscher beobachten, befördert zwar das Gefühl des Vertrauten, doch sie behindert die Chancen jenseits der kleinen Exil-Kosovos.

Wie stark die Abschottung den Aufstieg von Migranten erschwert, zeigt sich auch bei den 35 000 Tamilen im Land. Sie gelten zwar inzwischen als «die besseren Schweizer» («Facts», 1999) und nicht mehr als «Heroin-Tamilen» («Blick», 1985), weil sie unauffällig, arbeitsam und deshalb - vermeintlich - integriert sind. Doch real lebt und bleibt keine andere Ausländergemeinschaft stärker unter sich als die Tamilen. Und keine kommt wirtschaftlich weniger vom Fleck. «Vom Tellerwäscher zum Tellerwäscher» resümiert die tamilische Studentin Anu Sivaganesan eine Studie der Stadt Zürich, die die berufliche Stagnation der Tamilen belegt. Anu Sivaganesan war die erste Tamilin, die im Kanton Zug die Matura geschafft hat. Doch auch sie wäre wohl erfolglos geblieben ohne Abnabelung vom eigenen traditionalistischen Milieu - zum Preis, bei vielen Landsleuten als Verräterin der eigenen Kultur zu gelten. Daran, sagt Anu Sivaganesan, «kann verzweifeln, wer keinen Ersatz für die traditionelle Familie hat».

6. Das Netzwerk

Wer raus will aus dem «Getto», muss also wissen, wohin, um nicht zwischen Stuhl und Bank zu landen. Deshalb braucht es neue Netzwerke, persönliche Beziehungen ausserhalb des alten Milieus, «soziales Kapital», wie es die Soziologen nennen. Davon haben die sieben erfolgreichen (Kosovo-)Albaner eine Menge gesammelt. Alle verkehren heute hauptsächlich unter Nicht-Kosovaren, beruflich wie privat. Ihre besten Freunde sind Schweizer, erzählen mehrere. Gefunden haben sie sie in Vereinen, in der Schule, im Beruf, auch in politischen Parteien.

Ylfete Fanaj: «Schon in der Primarschule nahmen mich Freundinnen in die Pfadi mit. Das klappte zwar nicht, weil ich damals noch zu wenig gut Deutsch konnte. Ohne Sprache funktioniert eben gar nichts. Doch solche Vereine sind sehr wichtig, auch Jugend- und Sportvereine. Grosse Unterstützung erhielt ich später von den drei Geschäftsführerinnen jener Sprachschule, wo ich das KV gemacht hatte. Diese drei Frauen, alle mit einem migrantischem Hintergrund, wurden zu Vorbildern für mich. Sie verlangten Leistung von mir und ermutigten mich zugleich, die Berufsmatura nachzuholen. Wir gingen zusammen ins Kino, ins Theater, wir diskutierten auch oft über meine eigenen Zweifel, die ich immer wieder hatte. Ich weiss nicht, ob ich ohne deren Unterstützung die Berufsmatura begonnen hätte.»

So oder ähnlich haben alle Erfolgreichen Kontakte in der Mehrheitsgesellschaft geknüpft: über Integrationsorganisationen und Parteien, bei der Caritas, beim Dolmetschen, an der Uni, im Spital. Es sind auch kulturelle Brücken.

7. Die Kultur

Zum Schluss ein kurzer Blick auf eine Gemeinschaft, welche nie in den Schlagzeilen steht ausser bei Besuchen ihres Oberhauptes: jene gut dreitausend Tibeter, die seit vierzig Jahren in der Schweiz leben. Unter den tibetischen Secondos lassen sich Scharen erfolgreicher Berufsleute finden, vielleicht sind sie das heimliche kleine Integrationswunder der Schweiz.

«Ich glaube, der Erfolg liegt an unserer Mentalität», sagt Samdruk Dharshing, 19, die in St. Gallen Ökonomie studiert und ausdrückt, was viele ihrer Landsleute denken. Der spezifisch tibetische Wertekanon von Eigenverantwortung, Fleiss, Bildungsbewusstsein und Offenheit bei aller Pflege der eigenen Tradition funktioniert ganz offensichtlich gut in der Schweiz.

Handkehrum wird sich schwer mit Aufsteigen tun, wer in einer traditionalistischen Patriarchenkultur hängen bleibt, die mangels staatlicher Institutionen zur Selbstjustiz neigt. Es ist kein Zufall, dass sich die erfolgreichen Albaner weit gehend daraus verabschiedet haben -

und ebenso aus der Religion als (kleinem) Teil dieser Kultur. Alle sieben Gesprächspartner sind ursprünglich Muslime, doch niemand von ihnen hält sich im Alltag an die Pflichten des Islam. Sie denken nicht einmal daran. Diese Leute glauben weniger an den Propheten, aber umso mehr an sich selbst.

Besnik Abazi, der Oberarzt in Liestal sagt: «Man muss zwei Wände durchbrechen, um aus der albanischen Gesellschaft hinaus und in die Schweizer Gesellschaft hineinzukommen. Dazu braucht es starke Bohrer. Doch wer will, der kann es schaffen.»

* Siegfried Kohlhammer: «Was den Erfolg ausmacht», in: «Das Magazin» Nr. 50/2006

** Rosita Fibbi et al.: «Peter, Afrim oder Mehmet - Der Name macht den Unterschied», Teil des Nationalen Forschungsprojekts 43, siehe www.nfp43.unibe.ch

Zusammenzug meiner Erkenntnisse – Schnittmengen:

Worin stimmen die Erzählung Gülten Dayioğlus, die Auskünfte Pinar Seleks, die Schilderung der Zadruga und die beiden Artikel zum «Kulturerfolg» überein?